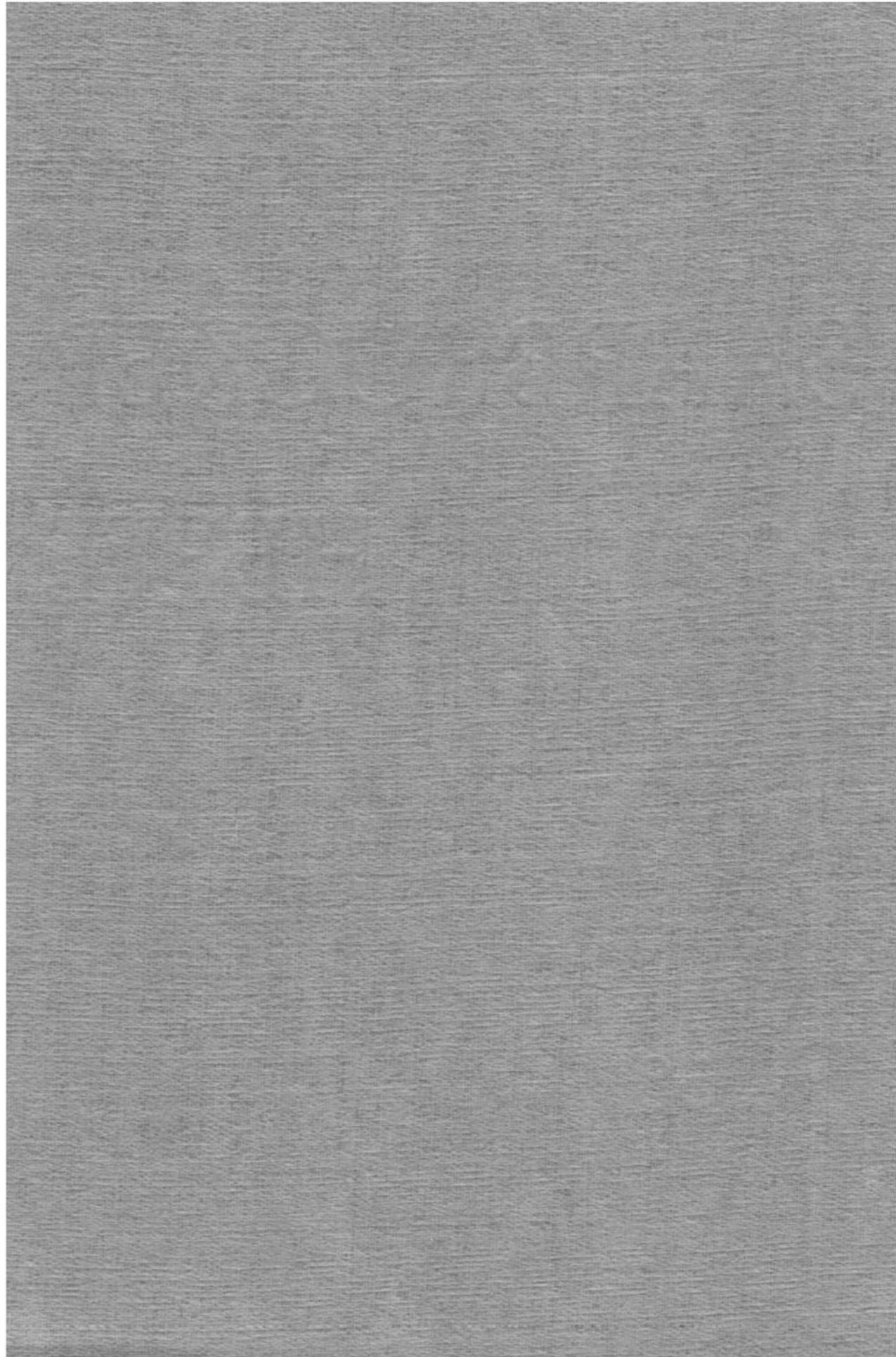


# SAARBRÜCKER HEFTE

HEFT **38** SAARBRÜCKEN 1973





Die vorliegende Ausgabe erscheint mit Unterstützung der Saarländischen Sparkassen und der Landesbank und Girozentrale Saar

Die SAARBRÜCKER HEFTE erscheinen halbjährlich / Schriftleiter: Dipl.-Ing. Dieter Heinz, Saarbrücken 1, Spichererbergstraße 75 / Herausgeber: Kulturstadamt der Stadt Saarbrücken / Nachdruck ohne vorherige Zustimmung der Schriftleitung nicht gestattet; alle Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten; für unverlangte Einsendungen haftet die Schriftleitung nicht. Preis des Einzelheftes 3,— DM / Abonnementspreis: 2,50 DM. Abonnements werden entgegengenommen vom Minerva-Verlag, 66 Saarbrücken 3, Futterstraße 25, Tel. 3 59 64, und vom Kulturstadamt der Stadt Saarbrücken, 66 Saarbrücken 3, Großherzog-Friedrich-Straße 6, Tel. 3 00 14 02 / Führen in Lesezirkeln nur mit Genehmigung / Druck: Buch- und Offsetdruckerei A. Krüger, Dillingen/Saar.



# SAARBRÜCKER HEFTE

HERAUSGEGEBEN VOM  
KULTURAMT  
DER STADT SAARBRÜCKEN

HEFT 38 1973



MINERVA-VERLAG SAARBRÜCKEN

## INHALTSVERZEICHNIS

|    |                                                                                                                       |
|----|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 5  | HANS WESZKALNYS (1887 — 1946)<br>Lebenserinnerungen eines Saarbrücker Architekten<br>aus den Jahren 1897 — 1914 (III) |
| 31 | FRIEDRICH KIRCHNER<br>Christian Stromeyer                                                                             |
| 35 | HANS TRAUTES<br>Erinnerungen an Saarbrücken während des<br>Zweiten Weltkrieges (1939 — 1945) (V)                      |

### MITARBEITER:

Für HANS WESZKALNYS: Stefan Weszkalnys, 66 Saarbrücken 1, Altneugasse 7  
DIPL.-ING. FRIEDRICH KIRCHNER, 66 Saarbrücken 1, Lilienstraße 25  
HANS TRAUTES, 6634 Wallerfangen/Saar, Eichenbornweg 41

Hans Weszkalnys (\* 1867, † 1946)

## LEBENSERINNERUNGEN EINES SAARBRÜCKER ARCHITEKTEN AUS DEN JAHREN 1897 — 1914 (III)

### VORBEMERKUNG:

Die hier vorliegende dritte Fortsetzung der „Lebenserinnerungen“ baut auf den in den „Saarbrücker Heften“ Nr. 34 und 37 erschienenen Teilen auf, bildet den Anschluß zur Entstehungsgeschichte des Petersberger Hofes und führt bis zum Ende der Friedenszeit, 1914.

Herr von Voss hatte das Projekt mit großem Interesse verfolgt und bewilligte die ziemlich erheblichen Kosten. In 4 Monaten war unsere kleine, aber sehr interessante Wasserwerksanlage betriebsfertig, und sie hat ihren Zweck, ohne einmal zu versagen, mehr als zehn Jahre erfüllt, bis die Stadt sich so weit entwickelt hatte, daß ein Anschluß des Petersberger Hofes an die städtische Wasserleitung möglich wurde.

Bis zum Ende des Jahres 1897 wurden alle Gebäude der umfangreichen Hofanlage fertiggestellt. Im gleichen Sommer wurden 4 Wohnräume und die notwendigen Nebenräume in dem alten Mügelschen Hause neu hergerichtet, das nunmehr dem Gutshofe als „Herrenhaus“ und der Familie des Herrn von Voss als Ferienwohnung dienen sollte.

Das Eßzimmer gestaltete ich besonders sorgfältig aus. Decken, Türen und Holzvertäfelungen wurden in Eichenholz im gotischen Charakter ausgebildet, die oberen Wandflächen mit reich bemaltem Gobelinstoff bekleidet. Ein großer Kamin aus dunkelgrünen Heidelberger Kacheln war eine besondere Zierde des Zimmers.

Im Herbst traf der neue Gutsverwalter ein, der mit acht Pferden die erste Winterbestellung der aus ihrem früheren Pachtverhältnis herausgezogenen Gutsparzellen vornahm. Im Sommer 1898 trafen die ersten 60 Milchkühe ein, und damit begann die ganze Wirtschaft weiter auf- und ausgebaut zu werden.<sup>1)</sup>

### *Höhepunkte meiner Arbeit*

Das Jahr 1901 brachte mir drei Aufträge, die in der Folge von großer Wichtigkeit für mich werden sollten.

Der erste war die Beauftragung mit der Planung eines Krankenhauses in Idar/Nahe. Sie hatte ich dem Umstand zu verdanken, daß ich durch meine beiden Krankenhausbauten in Burbach und Völklingen schon etwas zum Spezialisten für Krankenhausbau in der Öffentlichkeit gestempelt war.

In Idar gab es nur einen verhältnismäßig kleinen, aber interessanten Bau für 50 Betten. Die Hauptsache war aber, daß ich in dem idyllisch gelegenen kleinen Städtchen in den Kreisen der Edelstein- und Perlenhändler sowie den Besitzern der großen Schleifereien so bekannt wurde, daß es mir gelang, die Frankfurter Architekten, die bisher Idar als ihre Domäne betrachtet hatten, aus dem Felde zu schlagen. Bis zum Weltkrieg hatte ich nun in diesem kleinen, aber außerordentlich reichen Städtchen mehrere recht bedeutende Bauwerke auszuführen.

Ein zweiter Plan von Bürgermeister Feldmann, der für mich sehr wichtig werden sollte, reifte langsam seiner Verwirklichung entgegen. Als Vorsitzender der sogenannten „Hospital-Stiftung“ trug er sich schon lange mit dem Gedanken des Baues eines großen modernen Krankenhauses, da das jetzige der genannten Stiftung schon lange nicht mehr ausreichte, um den Bedürfnissen des Kreises Saarbrücken zu genügen.

Da fragte mich eines Tages der mir sehr befreundete Kreisphysikus Medizinalrat Dr. Schubert, ob ich Lust hätte, an einer Studienreise teilzunehmen, zu der ihn der Hospital-Vorstand beauftragt hätte, um ihn alsdann wegen des Baues eines neuen Krankenhauses zu beraten. Gern war ich dazu bereit, und Bürgermeister Feldmann, den Dr. Schubert darüber befragte, war damit sehr einverstanden unter der Bedingung, daß ich die Fahrt auf eigene Kosten mitmachen müßte. Dazu hatte ich mich schon vorher Dr. Schubert gegenüber bereit erklärt, der nun sehr froh war, mich als Bausachverständigen bei sich zu haben, um die entsprechenden Aufzeichnungen für einen später von ihm zu erstattenden Reisebericht zu machen.

Bald traten wir eine Reise an, die für mich außerordentlich interessante Ergebnisse hatte. Zunächst führte uns unser Weg über Frankfurt/Main in das benachbarte Offenbach. Hier war vor kurzem ein neues Krankenhaus mit ca. 400 Betten seiner Bestimmung übergeben worden, das unter der Leitung eines Dr. Schubert bekannten älteren Sanitätsrates stand. Dieser empfing uns sehr freundlich und machte uns von vormittags 10 Uhr bis nachmittags 6 Uhr mit allen Einrichtungen seines Krankenhauses bekannt. Es war geradezu rührend, mit welcher Liebe er uns in die kleinsten Einzelheiten einweihte und mit Stolz auf dies und das hinwies, was seine eigenste Erfindung war. Stundenlang hielt er uns ein Kolleg, nicht nur über den modernen Krankenhausbau, sondern auch über die rationelle Bewirtschaftung einer Krankenanstalt. Seite auf Seite füllte ich mit Notizen aus diesen sehr lehrreichen Vorträgen, denen ich vieles bei den späteren großen Krankenhausbauten zu verdanken hatte.

Über den Bau von Krankenhäusern hatte sich der alte Herr seine eigenen, von der augenblicklich herrschenden Theorie des Krankenhausbaues wesentlich abweichende Ansichten gebildet. Aus wirtschaftlichen Gründen verwarf er das damals sehr in Aufschwung gekommene Barackensystem und empfahl, namentlich für mittlere und kleinere Anstalten, den „Blockbau“.

In seinem Hause war er nicht nur Chefarzt, sondern auch sein eigener Wirtschaftsdirektor, und als er uns am Vormittage die wirtschaftlichen Einrichtungen zeigte und ausführlich begründete, kam er auch auf den allgemeinen Bau von Krankenhäusern zurück. Er meinte, daß große und reiche Städte sich den Bau von Anstalten nach dem Barackensystem leisten könnten, da nicht nur deren Baukosten, sondern auch die Wirtschaftskosten sehr erheblich höher wären als bei der Wahl eines Blocksystems mit Isolierhäusern nur für ansteckende Krankheiten.

Bei dem ersten System hätten die Baukosten je Bett 5 000,00 bis 6 000,00 Mark betragen, während er für seinen Bau mit 3 000,00 Mark für ein Bett ausgekommen sei. Alle diese Ausführungen hörte ich aufmerksam an und machte sie mir später sehr zunutze.

Zum Schluß gab der lebenswürdige Mann uns noch Ratschläge darüber, welche Anstalten wir uns auf unserer weiteren Reise ansehen sollten; er empfahl uns dabei besonders die der Städte Bamberg und Würzburg. Wir

hatten diese beiden Städte ursprünglich nicht auf unserem Reiseprogramm, doch beschlossen wir, dem wohlgemeinten Rat zu folgen.

Recht ermüdet fuhren wir nach Frankfurt zurück, wo wir aber sonst nichts mehr unternahmen, sondern im „Frankfurter Hof“ blieben und genug mit dem Austausch unserer Offenbacher Eindrücke zu tun hatten.

In der Frühe ging es anderntags nach Würzburg. Am frühen Nachmittag gaben wir dort unsere Karten bei dem Chefarzt des wunderbar auf einer Höhe gelegenen Krankenhauses ab und wurden auch hier liebenswürdig empfangen. Wir fanden hier einen an sich viel reicher und schöner ausgestatteten Einheitsbau als in Offenbach, aber keinen an seinem Haus mit solcher Liebe hängenden Chefarzt vor wie dort, und nach zweistündiger Besichtigung empfahlen wir uns wieder.

Nun strebten wir unserem eigentlichen Ziele, Nürnberg, zu, wo wir in dem mir schon bekannten Hotel „Roter Hahn“ abstiegen. Nach einem guten Abendessen bei einem Krüge schäumenden „Tucherbräues“ machten wir noch einen kleinen Spaziergang in die Altstadt und begaben uns dann zur Ruhe.

Am anderen Morgen um 10 Uhr ließen wir uns wieder beim Chefarzt des neuerbauten Krankenhauses melden, das als das modernste in Deutschland galt.

Wir kamen zunächst in ein großes, nur der Krankenaufnahme und der Verwaltung dienendes Gebäude, in dem auch der Chefarzt seine Diensträume hatte. Auch hier wurden wir liebenswürdig empfangen, aber es ging schon viel unpersönlicher her als bei unseren bisherigen Besuchen. Der Chefarzt machte uns mit dem Verwaltungsdirektor sowie je einem Oberarzt der Abteilungen für innere und äußere Krankheiten bekannt und vertraute diesen unsere Führung durch die sehr umfangreiche 2 000 Betten umfassende Anstalt an.

Wir einigten uns dahin, daß sogleich der Verwaltungsdirektor und am Nachmittag der Oberarzt der inneren Abteilung die Führung übernehmen sollte, während wir uns die Besichtigung der chirurgischen Abteilung für den nächsten Vormittag aufsparten.

Der Verwaltungsdirektor gab uns auf einem Plan zuerst die Übersicht über die Gesamtanordnung der aus über 20 Einzelgebäuden bestehenden riesigen Anlage, die alle mit unterirdischen Gängen miteinander verbunden waren. An den Decken dieser Gänge, die für den Uneingeweihten das reinste Labyrinth darstellten, waren die Heiz-, Wasser- und Gasrohre sowie die elektrischen Leitungen aufgehängt, während sich am Boden überall Schienengeleise befanden, die den kleinen Transportwagen dienten, die für Verpflegungs- und sonstige Bewirtschaftungszwecke hin- und herliefen. Der Verwaltungsdirektor führte uns, meist unter Benutzung dieser unterirdischen Gänge zu dem Küchengebäude, der Waschanstalt, der Desinfektionsanlage, der Müllverbrennungsanlage und dem Leichenhaus. Dabei erklärte er uns alles Wissenswerte in sehr sachkundiger und eingehender Weise.

Im Leichenhaus, einem stattlichen Gebäude, gab es viel zu sehen, z. B. die Gefrieranlage, die Ausstellungs- und Aufbahrungsräume, eine schöne Kapelle und schließlich den großen Sektionsraum. Mehrere Ärzte waren gerade beim Sezieren einiger Leichen beschäftigt, und es wurde mir nichts erspart; ich mußte mir die drehbaren Tische und alle Apparate genau betrachten und meine Notizen dazu machen. Dann war ich aber recht froh, aus dieser schau-

dererregenden Umgebung herauszukommen und damit unsere Studien für den heutigen Vormittag abschließen zu können.

Für den Nachmittag hatten wir uns mit dem Oberarzt für die Führung durch die innere Abteilung schon für 2 Uhr verabredet.

Nun ging es wieder durch die verschiedensten Säle, Einzelzimmer und Tagesräume sowie an das Studium des Bäderhauses mit den vielen verschiedenartigen Einrichtungen, die zu schildern zu weit führen würde. Zum Schluß des außerordentlich interessanten, aber auch anstrengenden Rundganges kamen wir auch in die Abteilung für Geisteskranke. Sie bestand aus zwei Pavillons für Leicht- und für Schwerkranke, die von einer hohen Mauer umgeben waren. Wir gelangten zu ihr wieder durch die unterirdischen Gänge. Der Pavillon für Leichtkranke war nicht wesentlich verschieden von den anderen Krankenbauten. In dem Haus für Schwerkranke sah es schon anders aus: Alle Fenster vergittert, mehr Einzelzimmer als größere Gemeinschaftsräume, und schließlich kamen wir zu der am einen Ende des Hauses liegenden Schwerkrankenstation. Hier lagen um einen großen Vorraum nach drei Seiten hin kleinere Räume, darunter auch die Tobzellen. Diesen Einrichtungen mußten wir unser besonderes Interesse widmen, da man sie in dieser Vollkommenheit nur selten zu sehen bekam. Wir waren nahezu mit unserer Besichtigung fertig, da erscholl aus einer der Tobzellen ein entsetzliches Gebrüll, worauf gewissermaßen als Antwort gleiches Brüllen und Kreischen erscholl, das nichts Menschenähnliches mehr hatte. Voll Schaudern verließen wir, und besonders ich, dem so etwas noch ganz unbekannt gewesen war, die Stätte grausigen menschlichen Elends.

Bei der Betrachtung der Schönheiten des alten Nürnbergs erholten wir uns dann wieder von den Eindrücken der letzten Viertelstunde.

Am nächsten Morgen setzten wir schon um 9 Uhr unsere Besichtigung fort, die heute dem Studium der Einrichtung der chirurgischen Abteilung galt. Besonders eingehend sahen wir uns die Operationsräume und alles, was mit ihnen zusammenhing, an. In vollendeter Anordnung und Einrichtung waren ein septischer und ein aseptischer großer Operationssaal und mehrere kleine Operationsräume für Spezialbehandlungen. Der Operationsbetrieb ging auch in unserer Anwesenheit weiter. Ich suchte mich aber möglichst rasch an den Operationstischen ohne hinzusehen vorbeizudrücken.

Schließlich ging auch diese Etappe unserer Studien zu Ende, und wir waren froh darüber, weil wir an der Grenze unserer Aufnahmefähigkeit angekommen waren.

Zum Schluß suchten wir noch einmal den Chefarzt des Krankenhauses auf, um ihm für seine Bereitwilligkeit, uns die intimsten Dinge seiner Musteranstalt sehen zu lassen, zu danken und uns von ihm zu verabschieden. Da überreichte er uns als Andenken ein dickes Buch, in dem die neue Nürnberger Krankenanstalt mit vielen Illustrationen in allen ihren Einzelheiten beschrieben war. Dr. Schubert überließ dieses schöne Buch mir, und es war mir in der Folge ein wertvoller Berater bei meinen späteren Krankenhausbauten.

Der Zweck unserer Nürnberger Reise hatte nun in restlos zufriedenstellender Weise seine Erfüllung gefunden, und wir konnten noch einige Nachmittagsstunden der Besichtigung sehenswerter Bauten widmen.

Am späten Nachmittag setzten wir unsere Reise nach Bamberg fort, wo wir in einem Hotel übernachteten, das, wie wir es am nächsten Morgen sahen,

gerade dem auf einer Höhe liegenden, schönen bischöflichen Krankenhaus gegenüberlag. Schon früh traten wir am nächsten Tage den Aufstieg nach dem imposanten Bau an und ließen uns beim Chefarzt melden. Dieser begrüßte uns liebenswürdig, erledigte rasch einige dringende Sachen, und dann traten wir unter seiner persönlichen Führung den Rundgang durch das ca. 200 Betten fassende Haus an, dessen Besichtigung der Offenbacher Sanitätsrat dringend empfohlen hatte. Zunächst kamen wir in ein großes Vestibül, an das sich ein geradezu prächtiges Treppenhaus anschloß. Die Wände waren unten mit Marmor bekleidet, oben bemalt, die Fenster ein Kunstwerk der Glasmalerei. Alle Gänge hatten Wände aus Marmor und marmorne Türbekleidungen, ebenso Marmorfußböden. Die Baderäume hatten Badewannen aus Kupfer und ebenso kupferne Wasserleitungsrohre. Kurz, wohin wir auch kamen, herrschte eine üppige Pracht, die natürlich oft mit den hygienischen Forderungen kollidierte.

Nachdem wir nun schon soviel musterhaftes auf dem Gebiet des Krankenhausbaues gesehen hatten, betrachteten wir hier alles mit Staunen und Bewunderung, aber auch mit recht kritischen Blicken. Vermutlich sahen wir hier das verhältnismäßig kostspieligste Krankenhaus Deutschlands.

Wir waren mit unserer Besichtigung in zwei Stunden fertig und konnten noch am frühen Nachmittag unsere Weiterreise nach Berlin fortsetzen.

In Berlin wohnten wir im Hotel des Deutschen Offiziersvereins, dessen Mitglieder wir beide waren. Es lag nur etwa 5 Minuten vom Bahnhof Friedrichstraße entfernt, also im Mittelpunkt der Stadt.

An den ersten zwei Tagen besichtigten wir das Krankenhaus „Am Urban“ und die „Charité“, die beide im Pavillonsystem gebaut waren.

Beide Anstalten konnten uns nach Nürnberg nicht viel neues mehr bieten.

An einem Abend gingen wir ins Schauspielhaus, am anderen ins „Raunitzer-Theater“. Am dritten Tage fuhren wir nach dem Berliner Vorort Britz hinaus, wo wir ein ganz neues, als Einheitsblock erbautes Krankenhaus zu sehen bekamen. Es war für 500 Betten, also in der Größe, die auch für Saarbrücken in Betracht kam. Sehr interessant war uns der Vergleich mit dem Offenbacher Haus, bei dem alles wohl auf das zweckmäßigste, aber auch aufs billigste eingerichtet war, während in Britz alles hygienisch musterhaft, aber ohne mit Kosten zu sparen, vorhanden war. Besonders die Operationsräume interessierten uns sehr in ihrer ganzen Anlage. Sie waren noch erheblich moderner und praktischer als in Offenbach. Auch die Isolierhäuser waren in Britz sehr sehenswert.

Wir waren nun am Ende unserer Studienfahrt angelangt und konnten uns mit Befriedigung sagen, daß wir sehr viel Lehrreiches und Interessantes in dieser kurzen Zeit gesehen hatten, was es nun gehörig auszunutzen galt. Unseren letzten Nachmittag in Berlin benutzten wir dazu, unseren Frauen viele schöne Dinge zum Mitbringen einzukaufen, und um 10<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr abends traten wir dann vom Anhalter Bahnhof aus die Heimreise an.

Als ich nach achttägiger Abwesenheit wieder nach Saarbrücken zurückkehrte, fand ich natürlich viele Sachen vor, die beschleunigt erledigt werden mußten. Als dies aber geschehen war, machte ich mich sofort an die Ausarbeitung einer Denkschrift über alles, was wir auf unserer Reise gesehen hatten.

Dieser umfangreichen Arbeit mußte ich viele lange Abende opfern, da ich tagsüber kaum einmal Ruhe dazu fand. Medizinalrat Dr. Schubert gab sie



alsdann mit einigen kleinen Erläuterungen medizinischen Charakters an Bürgermeister Feldmann weiter, der sie dem Hospital-Vorstand vorlegte.

Es dauerte nicht lange, da fragte mich Herr Feldmann, ob ich bereit wäre, ein Vorprojekt zu einem Krankenhaus für Saarbrücken auszuarbeiten, das als Unterlage für das von Dr. Schubert aufzustellende Raumprogramm für ein Preisausschreiben unter allen deutschen Architekten dienen sollte — freilich ohne Vergütung.

Das war natürlich eine ziemliche Zumutung, aber ich sagte mir, daß ich mich ja jedenfalls an dieser Konkurrenz auch beteiligen würde, und daß dann diese große Arbeit für mich nicht verloren sei, und ich erklärte mich zu ihr bereit.

Nun hatte ich für meine Abendstunden wieder eine zusätzliche Beschäftigung, aber eine, die mir eine reine Freude bereitete, da sie mir Gelegenheit zur Anwendung alles dessen gab, was ich auf meiner Studienreise gelernt hatte, deren Eindrücke mir nun noch in frischester Erinnerung waren.

Nachdem ich mit meiner Arbeit fertig war und ich mit Dr. Schubert alles eingehend besprochen, säumte auch er seinerseits nicht mit der Aufstellung des Bauprogramms. Acht Wochen nach Rückkehr von unserer Studienreise war alles so weit, daß Bürgermeister Feldmann die Ausschreibung veröffentlichen konnte. Zweihundert Architekten aus allen Teilen Deutschlands forderten die Bauprogramme an. Der Kampf für mich versprach also, ein recht heißer zu werden.

#### *Spießbratenessen in Idar und Oberstein*

Mein Idarer Krankenhaus war im verflossenen Jahr noch so weit gekommen, daß das Mauerwerk des Kellergeschosses bis zur Terrainhöhe gekommen war und nun vor Eintritt des dort erheblich früher eintretenden Winters noch gut mit Pappe abgedeckt werden konnte; kurz vorher, es war Mitte Oktober, wurde aber noch die feierliche Grundsteinlegung vorgenommen. Es war eine Feier, an der nicht nur die ganze Einwohnerschaft, sondern auch die Birkenfelder Behörden teilnahmen. Der vorher in der üblichen Weise hergerichtete Grundstein wurde an die hierfür vorbereitete Stelle in der Gebäudemitte eingemauert. Dann wurde die vorher mit zahlreichen Unterschriften versehene Urkunde feierlich verlesen und zusammen mit der Tagesnummer des Idarer Lokalblättchens und den kursierenden Münzsorten in eine Blechkapsel gesteckt, die nach ihrer Verlötung in den Grundstein gebettet wurde. Alsdann wurde der Grundstein mit einer Deckplatte von zwei Maurern geschlossen, worauf von vielen der dazu Berufenen unter Hersagen ihrer Wunschsprüche die drei hergebrachten Hammerschläge vollzogen wurden. Nun sprach der evangelische Pfarrer eine Weiherede, und dann erfolgte die Einmauerung des Grundsteines von mehreren mit schneeweißen Lederschürzen und mit Zylinderhüten bekleideten Maurern.

Dann zogen die Festteilnehmer geschlossen nach dem Hotel „Schützenhof“, wo ein großes Spießbratenessen stattfand. Für die geladenen Gäste war eine lange Tafel im Speisesaal des Hotels gedeckt, während im großen Saal ein allgemeines Essen der Bürger stattfand, die sich vorher dafür eingeschrieben hatten. Der Spießbraten war unterdessen an zahlreichen Feuerstellen auf dem großen Hotelhofe vorbereitet worden, so daß sofort zum Essen gegangen werden konnte. Das Festessen bestand nur aus dem einen Spießbratengange, wozu zahlreiche Salatgerichte und zum Schluß Butter und Käse gereicht wurden.

Erstaunliche Mengen des köstlichen Spießbratens, der dreimal serviert wurde, verschwanden in den hungrigen Mägen. Es war das erste Spießbratenessen, an dem ich teilnahm, an das sich dann aber im Laufe der vielen Jahre meiner Tätigkeit in Idar-Oberstein noch zahllose andere anschlossen.

Bei jeder Gelegenheit, die sich hierfür bot, fand in Idar oder der Nachbarstadt Oberstein ein solches Spießbratenessen statt. Da Zeit und Umstände dieses Nationalgericht wahrscheinlich bald verschwinden lassen werden, möchte ich darüber der Nachwelt doch noch etwas ausführlicher davon berichten: Die weltverbreiteten Idar-Obersteiner Edelsteinschleifereien hatten ihren Ursprung in den schon sehr alten Achatschleifereien, die durch Wasserräder betrieben wurden. Der Einkauf der Edelsteine führte viele Idar-Obersteiner in aller Herren Länder, in denen Rohedelsteine gefunden wurden. So kamen sie auch nach Brasilien, wo sie viel mit den indianischen Landeseinwohnern zusammenkamen, die ihre Jagdbeute an Holzspießen an ihren Lagerfeuern brien. Von hier brachten es die Edelsteinhändler nach Hause, wo es einen solchen Anklang fand, daß der Idar-Obersteiner Spießbraten mit der Zeit geradezu berühmt wurde.

Ebenso, wie die Idar-Obersteiner allenthalben in der Welt herumkamen, um Rohmaterialien zu kaufen, so kamen Edelsteinhändler aus aller Welt zu ihnen, um die fertiggeschliffene Ware, insbesondere Diamanten, Smaragde, Rubine usw. einzuhandeln. Im Hotel „Schützenhof“, in dem ich meistens in jeder Woche während meiner Geschäftsfahrten zu Mittag aß, traf ich immer eine internationale Gesellschaft an: Amerikaner, Russen, Perser, Inder, Holländer, Engländer, kurz alles, was auf der Welt mit Edelsteinen und Schmucksachen handelte. Alle diese Leute freuten sich schon auf den leckeren Spießbraten, den der Hotelier, Herr Vogt, an einer offenen Feuerstelle auf seinem Hof ab und zu oder auch auf besonderen Wunsch zubereitete.

Bei den Volksfesten, die ab und zu in Idar-Oberstein im Freien stattfanden, wurden, wo sich die Gelegenheit dazu bot, lange flache Gräben im Gelände ausgehoben und in ihnen in dichter Reihenfolge Holzfeuer entzündet, an denen nun die Bevölkerung ihr mitgebrachtes Fleisch an Holzspießchen briet, ganz wie in der Wildnis Brasiliens die Indianer und die Cowboys.

Viele Bewohner der beiden Städte hatten ihre Bratgelegenheit auch auf ihren Höfen. Diese bestand aus einem länglichen Eisenblechkasten ohne Boden mit vier Füßen und vier nach oben gehenden, mit je drei Auflagehaken für die Bratspieße versehenen Eisenstangen. Die Spieße waren zweizinkig, einen Meter lang, aus blankem Eisen, hinten mit einem Holzgriff versehen.

Das für den Spießbraten zu Verwendung kommende Fleisch war meistens „hohe Rippe“ von fettem, gut abhängtem Rindfleisch. Dieses wurde in zwei Pfund schwere Stücke geteilt, mindestens 4 Stunden in einer Holzmulde in Salz und Pfeffer mit sehr vielen kleingehackten Zwiebeln eingelegt und von Zeit zu Zeit mit der sich bildenden Brühe übergossen. Auf die Person rechnete man mindestens 1½ Pfund Fleisch einschließlich der Knochen. Das gehörig zubereitete Fleisch wurde nun auf beide Zinken der Bratspieße gespießt und nun unter ständigem Begießen mit der Zwiebelbrühe an dem inzwischen in den Blechkasten entzündeten Feuer gebraten. Die Zeit der Zubereitung dauerte ungefähr 1½ Stunden. Nach der halben Bratzeit der ersten Fleischstücke wurde die zweite Auflage zu braten angefangen.

Alle Festteilnehmer, Spießbratenessen war immer ein Fest, saßen um das Feuer herum und drehten abwechselnd die Spieße oder brachten sie in die

richtige Höhe, näher oder weiter vom Feuer entfernt. Das war eine ganze Wissenschaft, es richtig zu handhaben, und jeder wollte es besser verstehen als der andere. Jedenfalls ging es schon immer sehr vergnügt zu, bis die ersten Stücke gar wurden.

Vom Feuer kamen die dampfenden braunen, sehr kräftig duftenden Fleischstücke nun auf den Tisch, wo sie auf Holztellern zerkleinert und so gereicht wurden. Auf dem gedeckten Tisch standen meistens vier Sorten Salat und Brotschnitten bereit. Erst später, wenn das Feuer niedergebrannt war, wurden in die glühenden Kohlen, es durfte Laubholz verwendet werden, gut gewaschene Kartoffeln gelegt, die alsdann geröstet in der Schale auf den Tisch gebracht und so als Delikatesse verzehrt wurden.

Ich ließ mir später auch einen Bratapparat bauen und zwei Spieße dazu anfertigen, und wir haben in unserem Garten an manchem Sommerabend mit einigen Freunden, denen die Herstellung eines Spießbratens etwas Neues war, frohe Stunden verlebt.

Nach dieser kulinarischen Abschweifung muß ich nun wieder in die rauhe Wirklichkeit zurückkehren und der Baugeschichte des Krankenhauses ein besonderes Kapitel widmen.

*Wie ich mir die Ausführung des Baues des Krankenhauses der Hospital-Stiftung errang, und was weiter über diesen großen Bau zu sagen ist:*

Ehe Bürgermeister Feldmann auf Beschluß des Hospital-Vorstandes zur Veröffentlichung des Konkurrenzausschreibens schritt, sprach er mir sein lebhaftes Bedauern darüber aus, daß er diesen Bau, zu dem ich bereits so viele wichtige Vorarbeiten unentgeltlich geleistet hatte, nicht in der Lage gewesen wäre, mir freihändig zu übertragen. Als ich ihm erwiderte, ich bedauerte das natürlich auch sehr, aber es bliebe mir nun nichts anderes übrig, als um ihn zu kämpfen, sagte er mir dem Sinne nach das gleiche, was der alte Haudegen Frundsberg auf dem Reichstag zu Worms zu Martin Luther sprach: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst einen schweren Gang.“

Daß der Kampf für mich ein schwerer werden würde und daß es vielleicht als eine Vermessenheit betrachtet werden könnte, ihn als Provinz-Architekt, der ich nun einmal trotz der vielleicht großen Anfangserfolge in Saarbrücken geworden war, gegen alle die berühmten Hauptstadt-Architekten aufzunehmen — und wir hatten damals noch viele Hauptstädte in Deutschland —, dessen war ich mir wohl bewußt. Auch Herr Feldmann wird mich im stillen, ohne es direkt auszusprechen, dieser Vermessenheit geziehen haben. Aber allem zum Trotz ging ich zu Anfang des Jahres 1902 frisch ans Werk, gestützt auf meine auf der Studienreise mit Dr. von Schubert gesammelten Erfahrungen und auf meine genaue Ortskenntnis des schwierigen, sehr unebenen Baugeländes.

Der Größe der Aufgabe entsprechend waren nicht nur die ausgelobten Preise an den damaligen Verhältnissen gemessen recht hoch, sondern es war die Einlieferungszeit auch auf sechs Monate festgesetzt. Die Zeitspanne ermöglichte es mir, meine anderen Bauten nicht allzu sehr zu vernachlässigen. Alle meine Kraft mußte ich aber daran setzen, um die Arbeiten zu bewältigen, da ich sie rein persönlich schaffen mußte, weil mir von meinem Atelierpersonal niemand dabei helfen konnte. Nur zum Auftragen der zahlreichen Blätter ins Reine hatte ich einen jungen, aber sehr befähigten Zeichner.

Bis Mitte Juli war's geschafft, und ich hatte sogar zwei Projekte zustande gebracht, was mir freilich viel Kopfschmerzen bereitet hatte wegen möglicher Verwischung der Ähnlichkeit zwischen beiden. Da war zunächst die eine Fassadenlösung im Barockstil, die andere im gotischen Stil erfolgt, das eine Projekt in schwarzer Tusche, das andere in Sepia aufgetragen. Die Kartons des einen waren mit schönen Passepartouts ausgestattet, die des anderen schlicht gelassen. Ganz verschieden waren die beiden Einlieferungsmappen gehalten, Um jede Möglichkeit des Erkennens der Urheberschaft der Projekte zu verwischen, der Prophet gilt bekanntlich nichts in seinem Vaterland, schickte ich das eine Projekt nach Frankfurt/Main, wo es ein mir befreundeter Herr wieder nach Saarbrücken expedierte, das zweite ließ ich in Mannheim bei der Post aufgeben.

Inzwischen begannen die Projekte der auswärtigen Architekten einzulaufen, und sie wurden alsbald von den Vorprüfern geöffnet und dazu auf die vorbereiteten Lattenwände aufgehängt. Bürgermeister Feldmann konnte es sich nicht verkneifen, mir gelegentlich zuzuraunen, es wären wunderbare Arbeiten dabei. Bald trafen auch meine Mappen ein, und die Vorprüfer hatten ihre Arbeit beisammen.

Da flüsterte Herr Feldmann mir wieder einmal zu, nach Ansicht der Vorprüfer würde wahrscheinlich ein Frankfurter Architekt den Vogel abschießen. Für mich barg diese Nachricht einen Schimmer von Hoffnung. Auch einige Saarbrücker Kollegen hatten sich an dem Preisausschreiben beteiligt, und unter deren Arbeiten suchte Herr Feldmann wahrscheinlich auch die meine. Ich hatte jedoch einem Erkennen gut vorgebeugt.

Nach einigen Tagen großer Spannung war das Preisgericht, in dessen Mitte sich auch Baurat Schmieden<sup>2)</sup> aus Berlin, zur Zeit der erfolgreichste Krankenhausbauer Deutschlands, befand, zusammengetreten. Mir war dieser Termin nicht bekannt gewesen, und ich befand mich mit meiner Frau gerade zu einem Besuch der Schwiegereltern in Erfurt. Da traf eines späten Abends ein Telegramm meiner Schwägerin Gertrud ein, die in Saarbrücken unseren kleinen Gero betreute. Es lautete:

„Beim Krankenhauswettbewerb den ersten und zweiten Preis erhalten. Bürgermeister Feldmann läßt gratulieren.“

Unser aller Freude über diesen nicht nur moralisch geradezu triumphalen, sondern auch mit 6 500 Mark finanziellen Erfolg wäre groß gewesen, wenn sie nicht durch den wenige Wochen vorher erfolgten Tod unseres kleinen Bodo getrübt gewesen wäre. Reine Freuden gibt es selten im menschlichen Leben. Immerhin fuhren wir doch in etwas besserer Stimmung nach Saarbrücken zurück, als wir abgefahren waren. Gleich am nächsten Vormittag suchte ich Herrn Feldmann im Rathaus auf, um ihm für seine schnelle Benachrichtigung zu danken. Er wiederholte seine Glückwünsche und erzählte mir nun Einzelheiten aus dem Hergang bei Eröffnung der den Entwürfen beigegebenen Couverts mit den Adressen der Verfasser. Geradezu wie eine Bombe hatte die Überraschung bei den Preisrichtern eingeschlagen, als sich bei Eröffnung des Umschlages der mit dem ersten Preis von 4 000 Mark ausgezeichneten Projekts mit dem Motto „Lind're Leiden“ keine Frankfurter Kapazität als Verfasser legitimierte, sondern ein im großen Deutschland noch ganz unbekannter Architekt aus Saarbrücken. Als sich nun auch als Verfasser des mit dem zweiten Preise von 2 500 Mark gekrönten Planes mit dem Motto „Licht und Luft“ der gleiche Saarbrücker Architekt legi-

timierte, hätte das Erstaunen keine Grenzen gekannt. Er wäre dann sofort zu mir herüber gekommen, um mich zu einem kleinen Abendessen zur Ehrung der auswärtigen Preisrichter einzuladen, da sie mich gern kennengelernt hätten. Leider wäre ich verreist gewesen. Das Preisgericht hätte mich außerdem dem Hospital-Vorstande einstimmig zur Ausführung des großen Bauvorhabens vorgeschlagen.

Hoch beglückt kehrte ich wieder in mein Atelier zurück, um meinen Mitarbeitern, die lebhaften Anteil an meinem Erfolg nahmen, alles zu erzählen. Für mehrere Jahre glaubte ich nun, wieder mit Arbeit versehen zu sein für dieses Projekt, an das ich mein ganzes Können und alle meine Arbeitskraft gesetzt hatte. Am liebsten hätte ich sofort mit der Bearbeitung der Ausführungspläne begonnen. Aber es gab, bis es so weit war, noch manche Klippe zu umschiffen. Drei Wochen hörte ich zunächst von der ganzen Sache gar nichts mehr. Da ließ mich Bürgermeister Feldmann zu sich bitten und eröffnete mir, daß der Hospital-Vorstand folgende Beschlüsse gefaßt habe:

1. Eine andere Baustelle für das Krankenhaus zu wählen als sie im Wettbewerb vorgesehen war, nämlich das schmale, mit dem Hintertaler Weg (der späteren Feldmannstraße) parallel laufende Hochplateau des Repersberges zwischen der sogenannten „Löwenburg“ und dem Kornschen Garten, der nach Süden hin steil abfiel, nach Norden etwas flacher. Der früher vorgesehene Bauplatz lag in beträchtlicher Höhe über der Talstraße; er hatte eine größere Tiefenausdehnung, jedoch eine schlechtere Sonnenlage.
2. Für den Bau ständen augenblicklich nur 750 000 Mark zur Verfügung. Diese Summe könne für den Hauptbau verwandt werden. Für die beiden Isolierhäuser, das Pfortner- und das Leichenhaus würden weitere Mittel aus Landverkäufen und aus mit Sicherheit zu erwartenden Stiftungen aufgebracht werden. Wenn ich es fertigbrächte, mit den vorhandenen Mitteln den Hauptbau mit allen im Wettbewerbsprogramm vorgesehenen Räumen zu erstellen, dann sollten mir alle in Frage kommenden Baulichkeiten übertragen werden. Die Honorierung sollte nach der Gebührenordnung des Architekten- und Ingenieurvereins erfolgen. Durch einen ausführlichen Kostenanschlag sei nachzuweisen, ob es möglich sei, das Hauptgebäude mit den vorhandenen Mitteln zu errichten.

Herr Feldmann fragte mich, ob ich bereit sei, die weitere Planung und die Bauoberleitung des Krankenhauses zu übernehmen. Nach kurzem Überlegen sagte ich zu, die gänzliche Umarbeitung meines mit dem ersten Preis ausgezeichneten Entwurfes, der neuen Baustelle angepaßt, auszuführen und zu veranschlagen. Mit meinen schönen Preisen in der Tasche dachte ich, auch dieses neue Risiko noch eingehen zu können.

Sofort machte ich mich wieder an die Arbeit. Es galt zunächst, das neue Gelände genau zu studieren und zu versuchen, ihm seine beste Seite abzugewinnen. Dies gelang mir in unerwartet guter Weise. Den Mittelbau meines Entwurfes konnte ich nahezu wie geplant auch für die neue Baustelle übernehmen; die früher senkrecht zu ihm in U-Form gestellt gewesenen Flügelbauten wurden in eine gerade Linie mit dem Hauptbau gestellt. Hierdurch konnte nicht nur die Südlage voll genutzt werden, sondern auch erhebliche Baukosten eingespart werden. Die größten Ersparnisse gelang es mir dadurch zu erzielen, daß ich in dem nach Süden weit vorspringenden Mittelflügel, infolge geschickter Ausnutzung des abfallenden Geländes, die Heizungsanlage, dar-



über die Waschküche mit all ihren Nebenräumen, wieder darüber die große Küchenanlage, über dieser, teilweise in schon erreichter Terrainhöhe die Aufnahmeabteilung und im Obergeschoß hierüber die Operationssäle mit allem Zubehör unterbringen konnte. Durch diese Anordnung, die noch den Vorzug hatte, in allen Geschossen direkte Zugänge vom Terrain aus aufzuweisen, war es mir möglich, so viel an Baumasse zu sparen, daß die Nichtüberschreitung der vorhandenen Bausumme mit Sicherheit gewährleistet werden konnte.

Dieses Ergebnis konnte ich nach vier Wochen Arbeitszeit Bürgermeister Feldmann mitteilen, und ich erhielt nun bald darauf den endgültigen Auftrag zur Ausarbeitung der endgültigen Baupläne.

Nach hartem Kampfe stand ich nun vor der Planung und Bauoberleitung der größten Bauanlage, die es mir in meinem Leben auszuführen vergönnt war.

Zahlreiche Verhandlungen hatte ich mit den zuständigen Regierungsstellen in Trier zu führen, ehe von diesen die Genehmigung zu der ganzen umfangreichen Bauanlage erteilt wurde. Hierbei kam es mir sehr zustatten, daß ich dabei meinen alten Gönner, den früheren Landrat Bake, als Regierungspräsidenten wiedersah und mit dem Baudezernenten, dem Regierungs- und Bau- rat von Pelzer-Bernsberg, bald in ein so freundschaftliches Verhältnis trat, daß sich unser vielfacher Briefwechsel nicht auf dem Dienstwege, sondern im privaten Meinungs- austausch abwickelte.

Im Spätsommer des Jahres 1903 war es so weit, daß mit den Erd- und Fundamentierungsarbeiten begonnen werden konnte. Der langgestreckte Bau gestattete es, daß bis Anfang Dezember, mit Ausnahme des sehr hohen Nordflügels, das Untergeschoß fertiggestellt werden konnte.

Bis zum Herbst 1904 kam das Gebäude unter Dach, die Fenster wurden noch eingesetzt, so daß die umfangreichen Installationsarbeiten im Winter, der milde war, ihren ungestörten Fortschritt nahmen. Bis zum September des Jahres 1905 waren alle Arbeiten bis auf kleine äußere ohne jeden Zwischenfall vollendet, so daß am 5. September, dem Geburtstag unseres Sohnes Hako und dem hundertsten Geburtstag meines Großvaters väterlicherseits, die feierliche Einweihung des stolzen, weit ins Saartal hinabblickenden Bauwerkes stattfinden konnte.

Der Oberpräsident der Rheinprovinz, Herr von Schorlemer-Lieser, der Regierungspräsident und alle Spitzen der örtlichen Behörden nahmen an der Feier teil. Am Portal überreichte ich Herrn Bürgermeister Feldmann den Schlüssel des Hauses, das ich ihm mit einer kleinen Ansprache übergab.

Dann ging es in feierlichem Gange nach einem der großen, im Erdgeschoß liegenden, festlich geschmückten Krankensäle, der mit einem Rednerpult ausgestattet war. Hier hielt Herr Feldmann nach Begrüßung der Ehren- und anderer Gäste eine Ansprache, in der er einen Überblick über die Baugeschichte des Hauses gab und in der er meine Person besonders lobend hervorhob. Dann sprachen einige der Ehrengäste. Zum Schluß ergriff der Herr Oberpräsident das Wort zu einer längeren Ansprache, die in der Überreichung von Orden, und zwar den Roten Adlerorden IV. Klasse an den Vorsitzenden des Hospital-Vorstandes, Justizrat Dr. Brüggemann, den Kronenorden IV. Klasse an mich und des Allgemeinen Ehrenzeichens an den Maurerpolier endete.

Alsdann übernahm ich die Führung der Ehrengäste durch die wichtigsten Räume des ausgedehnten Baues, mein Bauführer Rosprich die der anderen Festteilnehmer. Es war nahezu sieben Uhr geworden, bis ich bei meiner Frau zu Hause war und voller Stolz meinen Orden ihr aufs Bett legen konnte.

Der immer optimistische Bürgermeister Feldmann hatte mit seiner Annahme Recht behalten. Die Spenden, die erst die völlige Fertigstellung der ganzen Bauanlage ermöglichten, flossen schnell und reichlich. Bis zum Schluß des Jahres 1906 konnte ich die beiden Isolierhäuser, das Leichenhaus, das Pförtnerhaus und noch ein kleines Wohnhaus für den Obermaschinisten fertigstellen. Schließlich baute ich dann noch im Februar 1907 ein stattliches Wohnhaus für den Leiter der Anstalt, Sanitätsrat Dr. Mertz.

Nun konnte ich mit Befriedigung auf mein abgerundetes, wohl gelungenes Werk blicken. So manche Führung interessierter Ärzte und amtlicher Persönlichkeiten durch die Krankenhausanlage mußte ich in der Folgezeit noch vornehmen. Die interessanteste für mich selbst war dabei die des höchsten preußischen Medizinalbeamten aus Berlin. Er war ein alter Studiengenosse von Medizinalrat Dr. Schubert, der mich zu einem gemütlichen Abendessen mit ihm einlud. Da erfuhr ich nun folgendes: Dem Reichsgesundheitsamt mußten die genauen Baukostenanweisungen aller neugebauten Krankenanstalten gemeldet werden. Da sei ihm als Chef dieses Amtes auch der Saarbrücker Bericht vorgelegt worden, aus dem er ersah, daß das Saarbrücker neue Krankenhaus die auf eine Betteinheit gerechneten weitaus geringsten Baukosten aufwies.

Der Berliner Stadtbaudirektor Oberbaurat Hoffmann hatte damals einige Krankenhäuser in den Vororten gebaut, bei denen sich die Kosten für den Bau und die innere Einrichtung auf teilweise 10 000 Mark je Bett stellten, während sie beim Saarbrücker Krankenhaus kaum 3 000 Mark betrugen. Als die hohen Baukosten der Berliner Krankenhäuser von ihm bemängelt und als Gegenbeispiel das Saarbrücker Krankenhaus angeführt wurde, hatte sich Oberbaurat Hoffmann sehr entrüstet und eingewendet, es sei ein Ding der Unmöglichkeit, ein modernes Krankenhaus den Bestimmungen gemäß mit derartig geringen Kosten zu erstellen; wahrscheinlich wäre der Bau nicht nach den neuesten, sehr weitgehenden Vorschriften ausgeführt worden. Als der Obermedizinalrat erwiderte, er hätte die Baupläne und auch die Bauausführung bereits eingehend prüfen lassen, es sei alles in bester Ordnung befunden worden, habe Herr Hoffmann darauf beharrt, daß da trotzdem etwas nicht mit rechten Dingen zugegangen sein müsse. Nun sei er selbst hergekommen, der Name des Herrn ist mir leider nicht mehr gegenwärtig, um an Ort und Stelle und in Rücksprache mit mir sich von allem zu überzeugen.

Ich führte den Herrn alsdann durch das ganze Haus und legte ihm auch alle Abrechnungen über den Bau und seine innere Einrichtung vor. Als wir fertig waren, beglückwünschte er mich zu dieser einmaligen Leistung und bat mich, ihm nun auch zu verraten, wie ich sie zustande gebracht hätte.

Da erzählte ich, wie Bürgermeister Feldmann mir die Bedingung gestellt hätte, mit den zur Verfügung gestellten Mitteln den Bau auszuführen, und da hätte ich mich nun in wochenlangem Planen abgemüht, die Raumgruppierung so vorzunehmen, daß eine möglichst geringe Fläche auf die Korridore entfiel, und ferner das an sich sehr schwer zu bebauende abfallende Terrain mir nun gerade bis zum äußersten dienstbar zu machen; dieser Gedanken-



arbeit hätte ich es zu verdanken, mit den so knapp bemessenen Baumitteln auszukommen.

Jahre gingen darüber hin. Die Einwohnerzahl der Großstadt und auch des Landkreises Saarbrücken wuchs ständig an. Das Krankenhaus wurde zu klein. Man dachte nicht mehr daran, daß ich der Erbauer des Hauses war. Im Jahre 1921 ließ die Stadt durch den damaligen Stadtbaurat,<sup>3)</sup> der auch die schöne Hauberissersche Rathausfassade durch einen schauderhaften Anbau verdorben hatte, an das Krankenhaus eine Kinderstation anbauen. Dieser ganz unorganisch der Südfront einseitig angegliederte Bau verdarb das einheitliche Bild. Eine weitere Verunstaltung erfuhr diese Front durch einen Vorbau in der Mittelachse, in dem die Röntgenstation untergebracht wurde. Doch auch diese Vergrößerungen genügten nicht, so daß kurz vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges die Stadt den Plan zum Neubau eines neuen großen Krankenhauses faßte.<sup>4)</sup>

*Der Bau meines Hauses Winterbergstraße Nr. 12,  
und was später aus ihm wurde:*

Der im Jahre 1902 begonnene Ausbau der Winterbergstraße und der Verkauf der an ihr gelegenen Bauplätze hatten bis zum Sommer 1904 einen guten Fortschritt gemacht. Da aber begann wegen der schwierigen Bebauung des nun erschlossenen Geländes ein Stocken der Verkäufe einzutreten. Meine Büro- und Wohnräume in meinem Schloßplatz-Haus waren mir zu enge geworden und der Ankauf des Nachbargebäudes war nicht zustande gekommen. Dazu kam als drittes, daß ich beim Konkurse eines Bauunternehmers die Summe von 6 000 Mark verloren hatte, und daß die Schuld eines anderen Unternehmers für Projektanfertigung auf 12 000 Mark angewachsen war. Alle diese Umstände hatten bei mir den Gedanken reifen lassen, selbst zu einem größeren Neubau zu schreiten. In der Stadt Saarbrücken konnte ich keinen mir zusagenden Bauplatz finden, nach St. Johann mochte ich aus Lokalpatriotismus nicht gehen. Meine stete Beschäftigung mit den von Voss'schen Privatstraßen, die mir nicht nur Freude machte, sondern auch etwas einbrachte, führte mich schließlich zum Erwerb einer 1 800 qm großen Baustelle an der Winterbergstraße, die gerade meinem mit Dr. Schubert zusammen erbauten Doppelhause gegenüberlag. Teils wollte ich mich dadurch Herrn von Voss gegenüber für die Übertragung des großen Straßenbauauftrages erkenntlich zeigen, teils auch dem Publikum vor Augen führen, wie man auch einen steil abfallenden Bauplatz schön und zweckmäßig bebauen könnte. An meinem Schloßplatz-Hause hatten wir es immer sehr vermißt, keinen Garten dabei zu haben, wozu in der Winterbergstraße die schönste Gelegenheit war. Den letzten Ausschlag zur Platzwahl gab die Überlegung, hier mitten in einem Gelände zu wohnen, dessen Erschließung mir zu einer Lebensaufgabe geworden war.

Noch heute sind mir alle diese Erwägungen gegenwärtig, die ich damals anstellte. Wenn ich aber heute auf sie zurückblicke, so muß ich doch sagen, daß es mehr ideelle als materielle Gründe waren, die mich dazu bestimmten, mein bis dahin erarbeitetes Kapital hier in der Winterbergstraße und nicht mitten in der Stadt anzulegen, wo seine Investierung auf die Dauer erheblich vorteilhafter gewesen wäre.

Aber damals, auf der Höhe meines Schaffens, war ich nun einmal der Idealist und Optimist, den ich auch heute noch, trotz all des Lehrgeldes, das ich zahlen mußte, nicht ganz verleugnen kann.

Ich ging also nun in den Abendstunden an das Projektieren unseres neuen Hauses, und meine Frau, die sich inzwischen gut in die Planung von Grundrissen hineingearbeitet hatte, half mir dabei mit vielen guten Vorschlägen. Und so formte sich so allmählich das, was später unsere und unserer Jungen tägliche Umgebung sein sollte, zu einem abgerundeten Bilde, an dem wir beide unsere Freude hatten und es kaum erwarten konnten, es in der Wirklichkeit entstehen zu sehen.

In der Überwindung schwierigen Geländes hatte ich inzwischen an meinem Krankenhausbau gute Erfahrung gemacht, die ich nun im kleinen am eigenen Haus verwenden konnte. Mein Bauplatz fiel nach der Straße hin ziemlich steil ab und wies nur in seinem oberen Teil eine schmale ebene Fläche auf, von der dann der Berg wieder anstieg. Auf die Höhe dieses Plateaus legte ich den Fußboden der Wohnräume, sodaß man aus ihnen unmittelbar in den Garten gelangen konnte. An der Gartenfront war das Gebäude nur einstöckig und sah hier breit und gemütlich gelagert aus. Nach der Straße zu aber war das Haus zweistöckig und hatte außerdem noch ein hohes Kellergeschoß. Hier am tiefsten Punkt des Gebäudes, aber hoch über der Straße, waren die Zentralheizung, der Kokskeller, unsere Vorratsräume und ein Dienstbotenzimmer untergebracht.

Im darüberliegenden Geschoß waren meine umfangreichen Atelierräume und dahinter, nach der Bergseite zu, einige Wirtschaftskeller angelegt. Das Wohngeschoß bot Platz für 6 Wohn- und Schlafzimmer, Schrank- und Badezimmer, ein Mädchenzimmer, eine geräumige Diele und schließlich für die Küche mit 2 geräumigen Vorratskammern. Über diesem ausgedehnten Grundriß ergab sich natürlich ein ebensolches Dachgeschoß. Hier war als Glanzpunkt ein großer, etwa 50 Personen fassender Speisesaal in den Dachraum eingebaut, daneben lag ein Servierzimmer und die Anrichte mit dem Speiseaufzug. Mehrere Fremdenzimmer und ein Fräuleinzimmer füllten den übrigen Dachraum aus. Erwähnen möchte ich noch eine schöne, mit dem Eßzimmer im Erdgeschoß zusammenhängende Blumenhalle und eine große, glasgedeckte Veranda vor dem Kinderspielzimmer.

Als die Pläne fertig waren, da wurde uns doch etwas angst vor ihrer Großartigkeit, aber durch den geschickt dem Gelände angepaßten Übereinanderbau der einzelnen Geschosse ergab der Kostenüberschlag keine allzu hohe Bausumme, und überdies, wir waren damals noch „beide jung und vor uns lag die Welt“, und frohgemut schritt ich bald zur Verwirklichung unseres schönen Planes. Bis zum Frosteintritt gelang es uns noch, das Kellergeschoß zu vollenden, und Anfang Dezember 1905 konnte ich bereits den Umzug in meine neuen schönen Atelier- und Büroräume bewerkstelligen. Da es im Innern der Häuser noch manches zu vollenden gab, blieben wir zunächst noch auf dem Schloßplatz wohnen, doch schon am 20. Dezember kam dann der große Umzug, da wir das Weihnachtsfest schon im neuen Heim begehen wollten.

Ganz fertig war aber noch immer nicht alles. Den Schluß machte dann schließlich der Kunstmaler Carlo Balke, der uns noch einige schöne Wandgemälde aus der Zeit der alten Germanen auf die Dielenwände zauberte.

\*

Die Jahre vergingen. Das Jahr 1911 war angebrochen und es zeigte ein recht unerfreuliches politisches Gesicht. Das wirkte sich sehr ungünstig auf die gesamte Konjunktur aus, und damit auch auf die Bautätigkeit. Sie wurde merklich ruhiger.

Da brachte uns der Herbst in dieser Beziehung gute Aussichten: Der Reichstag hatte die Aufstellung zweier neuer Armeekorps beschlossen, deren eines, das XXI., seinen Sitz in Saarbrücken erhalten sollte. Das brachte neue Hoffnungen und gute Aussichten für unsere Geschäftswelt. Im Rathaus gab es große Bewegung zwecks Unterbringung der verschiedenen Stäbe, der Intendantur und schließlich auch des kommandierenden Generals. Der Oberbürgermeister besichtigte tagaus tagein alle hierfür etwa in Betracht kommenden Häuser, mit dem Ergebnis, daß sie, auch für den Fall, daß ihre Räumung überhaupt in Frage kam, zu klein waren.

Eines Tages erschien Herr Oberbürgermeister Mangold auch bei uns und bat, das Haus besichtigen zu dürfen, was ich gern gestattete. Dann fragte er auch nach dem gegenüberliegenden Doppelhaus, dessen eine Hälfte mir, die andere Dr. Schubert gehörte, und ich gab ihm auf seinen Wunsch die Pläne aller drei Häuser mit.

Nun hörte ich lange Zeit nichts mehr von der ganzen Angelegenheit und hatte sie fast vergessen. Da erschien an einem schönen sonnigen Vorfrühlungstage der Intendant des schon in Aufstellung begriffenen XXI. A. K.s, Herr Geheimrat Häckel, mit mehreren höheren Offizieren des Generalstabs mit der gleichen Bitte, die drei Häuser besichtigen zu dürfen. Ich führte sie nun durch unser ganzes Haus und auch in den Berggarten, wo sie in Ausrufe des Entzückens ausbrachen und mir sagten, auch das neue Haus würde sich vorzüglich als Wohnung für den kommandierenden General eignen, es sei überhaupt das einzige, das sich in beiden Städten dafür eignen würde, da 20 Zimmer notwendig wären. Ganz besonders hätte ihnen der große Gesellschaftssaal imponiert. Nun ging es über die Straße zur Besichtigung des Doppelhauses. In dem einen empfing uns die Frau des Wohnungsinhabers Oberst Neff, und sie war natürlich sehr neugierig, was die Besichtigung der Häuser für einen Zweck hätte. Die Herren gaben eine ausweichende Antwort. Als wir aber auf die Straße kamen, sagten sie mir, das Doppelhaus würde sich vorzüglich für die Unterbringung der Geschäftsräume des Generalkommandos eignen, und das nahe Zusammenliegen mit meinem großen Hause wäre geradezu ideal.

Bei der Verabschiedung eröffnete mir Geheimrat Häckel, man wäre entschlossen, alle drei Häuser zu mieten; in einigen Tagen würde er wieder bei mir vorsprechen, und er bat mich, es mir bis dahin zu überlegen, ob und unter welchen Bedingungen ich meine Häuser vermieten wolle. Dann fragte er mich, ob ich ihm nicht ein großes Mietshaus zur Unterbringung der Korps-Intendantur empfehlen könne. Ich empfahl ihm hierfür das große Kornsche Haus in der Talstraße, das ich kürzlich völlig umgebaut hatte, und das 12 große Wohnungen enthielt. Ich zeigte nun den Herren vom Generalkommando auch dieses Haus, und auch dieses fanden sie dafür sehr geeignet, und besonders auch so günstig zu meinen Häusern gelegen, falls ich in ihre Vermietung einwilligen würde.

Als ich nach Haus kam und meiner Frau das Ergebnis der Besichtigung mitteilte, war sie sehr bestürzt, gegebenenfalls unser schönes, neues Haus verlassen zu müssen, ohne zu wissen, wo dann hin. Auch ich war von dem mir ganz unerwartet gekommenen Ergebnis der Unterredung ziemlich fassungslos und wußte zunächst nicht, wie ich mich zu der ganzen Angelegenheit stellen sollte.

Von anderen Fällen her war mir bekannt, daß der Militärfiskus meist sehr langfristige Mietverträge einging und verhältnismäßig hohe Mieten zahlte. Die Sache war also doch der Erwägung wert, weil sie unter Umständen die beste Lebensversicherung für die Meinen werden konnte. Aber wohin mit den Büros, und wo sollten wir wohnen? Herr Geheimrat Häckel meldete sich nach einigen Tagen bei mir an, und nun galt es, schnelle Entschlüsse zu fassen.

Als er kam, waren wir uns im Prinzip über alles klar. Ich hatte gerade mit dem Bau eines Hauses neben unserem Grundstück begonnen. Hier wollten wir wohnen. In der Talstraße konnte ich aus Kornischem Besitz einen Teil eines neueren Fabrikgebäudes mit dahinterliegendem Terrain erwerben. Die sehr starken Fundamente und das Erdgeschoß dieses Gebäudes konnte ich zum Bau eines Mietshauses und den geräumigen Hof zur Errichtung eines Bürohauses für mich verwerten.<sup>5)</sup>

So stand ich denn der Besprechung mit Herrn Geheimrat Häckel gerüstet gegenüber und konnte seine Frage, ob ich mich zu einer Vermietung entschlossen habe, bejahen. Bevor wir auf die Festsetzung der Bedingungen eingingen, trug er mir noch folgende Wünsche vor: Zunächst sollte eine Auffahrt für große Autos geschaffen werden, ferner eine breite, elegante Aufgangstreppe von einer überdachten Vorfahrt ins Erdgeschoß, und schließlich noch einige Räume, die in einem Erweiterungsbau zusammen mit der neuen Treppe untergebracht werden konnten. Endlich gab es noch eine ganze Liste von gewünschten Änderungen im Innern unseres Hauses. Nach einem ersten Überschlag erwuchsen mir daraus Kosten von insgesamt ca. 30 000 Mark. Diese auf die Staatskasse zu übernehmen, erklärte sich Geheimrat Häckel nicht in der Lage zu sein, dagegen bestände die Möglichkeit des Abschlusses eines langfristigen Mietvertrages und eine so reichliche Bemessung des Mietpreises, daß auf diese Weise eine Amortisation des von mir ausgegebenen Betrages erfolgen könne.

Wir einigten uns schließlich auf eine Vertragsdauer von 25 Jahren und einen Mietpreis von 15 000 Mark jährlich für meine beiden Häuser. Später wurde in diesen Vertrag noch mein inzwischen im Bau begriffenes Haus in der Talstraße für einen Mietbetrag von jährlich 2 200 Mark für 2, einer Divisions-Intendantur zu überlassende Büroetagen einbezogen. Zog ich von dieser Summe meine Hypothekenzinsen und die Amortisation der Neuanlagen sowie Ausgaben für Unterhaltungsarbeiten, Grundsteuern usw. ab, so verblieb mir ein jährlicher Reingewinn von 8 000 Mark, die ich zusammen mit den Mieteinnahmen aus drei kleineren Häusern als das finanzielle Ergebnis meiner 18jährigen, allerdings recht angespannten Arbeit buchen konnte. Inzwischen hatte Oberst Neff erfahren, daß ich wegen der Vermietung des von ihm bewohnten Hauses mit dem Generalkommando in Unterhandlungen stand. Ich hatte aber mit letzterem in dieser Beziehung schon alles geregelt und den offiziellen Auftrag, Herrn Neff, wenn er mich fragen sollte, einen entsprechenden Bescheid zu geben. Er kam dann auch bald sehr aufgeregt zu mir und lamentierte, er hätte ja kaum mehr ein Jahr in Saarbrücken zu verbringen, und da könne er doch nicht noch einmal umziehen. Nun war der Zeitpunkt gekommen, um ihm folgendes zu eröffnen: „Ich bin vom Generalkommando ermächtigt, Herrn Oberst mitzuteilen, daß Herr Oberst am 1. Oktober zum Generalmajor befördert und als Brigadekommandeur nach Bonn versetzt werden.“ Der Oberst fiel bei dieser Mitteilung beinahe vom Stuhl. Er zählte mich, obgleich ich Hauptmann der Landwehr war,

doch wegen meiner Übungen und meines ständigen Verkehrs im Regiment zu seinen Offizieren, und nun wurde ihm durch einen solchen plötzlich eine solch wichtige Mitteilung. Es war natürlich für ihn eine außerordentlich freudige Überraschung, und er fragte mich immer wieder, ob er sich auch bestimmt darauf verlassen könne. —

Pünktlich zum 1. Oktober 1912 waren alle Arbeiten in meinem großen Hause fertig geworden, und am Vormittag des gleichen Tages besichtigte der kommandierende General des XXI. A.K.s mit seinem ganzen Stabe die Räume. Wenige Tage darauf bezog Herr Fritz von Below sein Saarbrücker Heim. Er war Junggeselle. Eine ältere Dame führte ihm den Haushalt, und er fühlte sich sehr wohl in seiner neuen Umgebung. Aber noch keine zwei Jahre durfte er sich ihrer erfreuen, dann brach am 2. August 1914 der erste Weltkrieg aus, und er kehrte aus diesem nicht mehr nach Saarbrücken zurück.<sup>6)</sup> Der stellvertretende Kommandierende bezog das Haus, und als ich am 17. November 1918 aus dem Felde heimkehrte, hatte er es bereits verlassen wie fast alle Behörden, die nicht unbedingt in Saarbrücken bleiben mußten. Am 21. November zogen die Franzosen in Saarbrücken ein und nahmen sofort von allen Gebäuden Besitz, die militärischen Zwecken gedient hatten, so auch von meinen beiden Häusern in der Winterbergstraße. Nur in meinem Talstraßenhause war die Intendantur und Baurat Pfaff zurückgeblieben (er war mit einer Tochter des bekannten ostpreussischen Rezitators Robert Johannes aus Königsberg verheiratet), der die Übergabe der militärischen Gebäude an die Franzosen zu erledigen hatte. Auf diese Weise blieb das Haus von den Franzosen unbesetzt.

Am 1. November war die im voraus zu zahlende Miete mir zum letzten Male überwiesen worden, und damit war mein schöner, 25jähriger Mietvertrag schon nach 6 Jahren erledigt. Der preussische Staat war bankerott, und das bedeutete auch für mich eine wirtschaftliche Katastrophe. Es verging ungefähr ein Jahr, währenddessen ich keinen Pfennig Miete bezog, auch nicht einmal Quartiergelder. Dazu kam, daß auf meinen beiden Häusern eine Hypothek einer Straßburger Bank ruhte, die nun die Zinszahlung in Franken verlangte, und wo sollte ich diese hernehmen? Da kam eines Tages ein gewisser Herr Reinhard zu mir, ein Großunternehmer für Eisenbahn- und Grubenbauten, den ich flüchtig kannte. Er fragte, ob er meine beiden an das Generalkommando vermietet gewesen Häuser kaufen könnte, er wolle seine umfangreichen Büros nach Saarbrücken verlegen.

Auf mein Bemerken, die Häuser wären leider von französischen Militärstäben besetzt, erwiderte er, deswegen hätte er keine Bedenken; er hätte Aufträge von der neuen französischen Bergverwaltung erhalten und diese würde schon für die Freimachung der Häuser sorgen.

Wir wurden zu einem der Geldentwertung Rechnung tragenden, anscheinend guten Preise handelseinig; die Hypotheken wurden mit übernommen, und ich war heilfroh, nun noch so mit einem blauen Auge davongekommen zu sein. Als wir bereits beim Notar zur Vollziehung des Kaufvertrages waren, sagte mir Herr Reinhard, er müßte sich den Vorbehalt machen, unseren Kaufvertrag auch auf eine dritte Person übertragen zu dürfen. Ich maß dieser Forderung, die mir aus meinen Verkäufen des von Voss'schen Landes gar nichts ungewöhnliches war, weiter keine Bedeutung bei. Nach einiger Zeit hörte ich dann, daß Reinhard seinen Kaufvertrag mit mir auf die französische Bergverwaltung übertragen hätte. Ich war zunächst platt und stellte



ihn deswegen zur Rede, aber ich konnte rechtlich nichts mehr dagegen unternehmen. Es blieb mir ein recht bitteres Gefühl zurück, daß ich mich so hatte überrumpeln lassen.

Den recht erklecklichen Erlös, der mir nach Abzug der Hypothekensumme verblieb, trug ich zur Bank. Und nun beging ich wieder einen großen Fehler, den ich aber in meiner, noch immer nicht überwundenen völligen Zerschlagenheit über den allgemeinen großen Zusammenbruch damals noch nicht erkannte. Ich versäumte es nämlich, meinen Verkaufserlös wieder in anderen Grundbesitz anzulegen, sondern ich ließ ihn auf der Bank sich langsam, aber sicher entwerten, bis die Inflation alles, was ich mühsam erworben, verschluckte.

Das war das Ende meiner schönen Winterberghäuser!

### *Die Zeit von Oktober 1907 bis 1912*

Am Ende des vorigen Abschnittes war ich den Ereignissen weit vorausgeeilt. Nun muß ich wieder zur Schilderung meiner allgemeinen Tätigkeit in jener Zeit zurückkehren.

Als meinen, seit dem „Haus Röchling“ in Saarbrücken, bedeutendsten Villenbau begann ich Anfang Oktober mit der Ausführung eines sehr umfangreichen Baues, dem „Haus Breidablick“ in Bad Kreuznach für den Kirner Fabrikanten August Theodor Simon.

Dieser Bau nahm mich besonders in Anspruch, obgleich ich für ihn einen besonderen Bauführer in Kreuznach eingesetzt hatte, weil er auf Wunsch des Bauherrn verschiedener Umstände wegen mit äußerster Beschleunigung ausgeführt werden sollte. Auf die Kosten kam es nicht an. Es wurde daher eine Beleuchtungsanlage für die Baustelle eingerichtet und Tag und Nacht durchgearbeitet. Auf diese Weise gelang es, den Bau bis Weihnachten unter Dach zu bringen, und alsdann wurde er mit Hilfe eines neuen Verfahrens künstlich einer schnellen Austrocknung unterworfen.

Im Jahre 1908 wurde sofort mit dem sehr reichen und durch die außerordentlich vielen Installationsarbeiten besonders komplizierten inneren Ausbau des Hauses begonnen. Hier hatte ich es wieder mit einer sehr unreifen und verwöhnten Bauherrin zu tun, die mir das Leben mit ihren vielen extravaganten Wünschen sehr schwer machte. Aber schließlich kam ich doch mit ihr noch ganz gut zurecht.

Beim Bau des Hauses Poller in Saarlouis, das in streng klassischem Baustile groß angelegt ausgeführt wurde, hatte ich es dann wieder mit außerordentlich angenehmen Bauherren zu tun. Es war dieses ein älterer Direktor der Dillinger Hütte (Panzerplattenwerk), der, selbst verwitwet, das feudale Haus nebst Stallgebäude für seinen unverheirateten Sohn Dr. Poller, Chefarzt der Chirurgischen Abteilung am Krankenhaus in Saarlouis, bauen ließ. Herr Poller kam meist um die Kaffeezeit zu Besprechungen mit mir nach Saarbrücken und war dann unser ständiger Kaffeegast. Ebenso fuhr ich öfter in Begleitung meiner Frau nach Saarlouis, wo wir dann bei dem alten Herrn Kaffee tranken, und bei welcher Gelegenheit meine Frau ihm dann Ratschläge für die Einrichtung der Küche und dergleichen gab. Neben meinen Saarbrücker Bauten hatte ich weiter in diesen Jahren viel auswärts zu tun. Es war fast so weit gekommen, daß meine auswärtige Praxis die einheimische überwog. Das wurde von mir an sich natürlich begrüßt, es hatte aber den



Nachteil, daß ich viel auf Reisen sein mußte, und in dieser Zeit wurde auf meinem großen Büro entsprechend wenig gearbeitet.

In Sulzbach führte ich mehrere Bauten für Herrn Carl Vopelius aus, und in Idar hatte ich eine Reihe von sich über mehrere Jahre erstreckenden größeren Schulhausbauten zu erledigen. Endlich wurde im Herbst der Bau des Bismarkturmes vollendet, was den Anlaß bot zu einem großen öffentlichen Spießbratenessen auf dem weiten Feld der Bergkuppe.

Das Jahr 1909 stand für mich unter dem Zeichen zahlreicher Bauausführungen und der Aufstellung von Bebauungsplänen für die Erben Wilhelm-Heinrich Korn. Der einstige sehr ausgedehnte Gerbereibetrieb in der Talstraße war aufgegeben worden, und es galt nun, die umfangreichen Bauten anderen Zwecken zuzuführen und das vorhandene sehr umfangreiche Gelände wirtschaftlich zu erschließen. Das letztere bestand nun nicht nur aus dem an der Talstraße liegenden Gerbereihof, sondern auch aus einem ca. 20 000 qm großen, bis zur Saar reichenden, gärtnerisch genutzten Landkomplex und aus dem auf der anderen Talstraßenseite gelegenen sogenannten „Kornschen Berg“, an den sich nach oben hin ein größeres Plateau anschloß. Alles dieses waren Arbeiten, die sich über die nächsten drei Jahre hinaus erstreckten.

Die alte Frau W. H. Korn war verstorben, ihre vier Töchter waren nach auswärts verheiratet, aus den beiden Söhnen war nichts Rechtes geworden, und so verwaltete nunmehr mein alter Regimentskamerad Hans-Odysseus Klöbe, der Mann der ältesten Tochter, schlecht und recht den sehr ausgedehnten Nachlaß.

Klöbe stand als Hauptmann und Brigade-Adjutant in Trier und konnte es da ermöglichen, zu den zahlreichen notwendigen Besprechungen nach hier herüber zu kommen. Mit der Zeit entwickelte er sich zu einem guten Geschäftsmann, möglich, daß sein Geburtsland Griechenland dahingehend auf ihn eingewirkt hatte.

Nun mußte zunächst das schöne große Wohnhaus so umgestaltet werden, daß es vermietbar wurde. Dann waren die Häuser, die früher Bürozwecken und zur Feinbearbeitung von Leder gedient hatten, zur Unterbringung von zahlreichen Wohnungen umgebaut, aufgestockt und erweitert worden, kurz, es entwickelte sich in der bisher recht still gewesenen Gegend eine rege Tätigkeit.

Mittlerweile waren auch die Pläne der Stadt reif geworden, der bisher einzigen Ausfallstraße nach Osten hin, der Talstraße — auch der alleinigen Verbindung mit dem Stadtteil St. Arnual —, mit der Weiterführung der Alleestraße, der jetzigen Hindenburgstraße, eine Parallelstraße zu schaffen. Die sehr schwierige Enteignung des Rosenkränzerschen Gärtneriegeländes war bereits erfolgt und der Straßendamm geschüttet, noch Arbeiten aus der letzten Zeit der „Ära Feldmann“.

Nun stand die neue Großstadt vor der Frage der Weiterführung der Straße durch das Kornsche Gelände und sie leitete sofort die Verhandlung mit den durch Hauptmann Klöbe vertretenen Kornschen Erben ein, deren Berater ich war. Die persönlichen Verhandlungen mit dem sehr gewandten Ersten Beigeordneten Schlosser, den ich schon aus meinen Besprechungen der von Voss'schen Privatstraßen kennengelernt hatte, überließ ich ihm, da er ein bedeutend zäherer Verhandlungspartner war als ich. Es dauerte recht lange, aber es kam schließlich doch eine Einigung zustande, und es oblag mir nun-

mehr, die Bebauungspläne für das Gelände in sehr eingehender Weise auszuarbeiten.

Im übrigen hatte ich zahlreiche Wohnhausbauten an den nunmehr recht vorangekommenen von Voss'schen Privatstraßen auszuführen und meine laufenden Arbeiten in Idar. Auch im Jahre 1910 beschäftigten mich meine Arbeiten für die Kornschen Erben noch recht viel, sonst gab es aber außer zahlreichen weiteren Wohnhausbauten keine größeren Ausführungen.

Der näheren Erwähnung wert ist ein Wettbewerb für das Kreisständehaus in Saarbrücken, an dem ich lebhaft beteiligt war.

Auf Landrat Bake war Landrat von Bötticher, ein Sohn des bekannten preußischen Ministers, gefolgt. Sie waren mit dem bescheidenen Kreishaus auf dem Schloßplatz und ihrer in ihm befindlichen Wohnung zufrieden. Nun erhielten wir einen neuen Herrscher des Kreises in der Person des Landrats von Miquel, ein Sohn des preußischen Finanzministers und früheren Oberbürgermeisters von Frankfurt/Main.<sup>7)</sup> Er war Rittmeister im Breslauer Kürassierregiment und trat sehr feudal auf. Jedenfalls imponierte er den Kreisausschußmitgliedern so, daß die sonst sehr sparsamen Herrn in den Ankauf des rechten Schloßflügels einwilligten, wo nun die Büros des Landratsamtes in sehr großzügiger Weise untergebracht wurden.

Nachdem Herr von Miquel die Büros aus dem alten Kreishaus entfernt hatte, breitete er sich, obwohl er Jungeselle war, mit seiner Wohnung erst einmal tüchtig aus. Das genügte ihm aber noch nicht, und so beantragte er beim Kreisausschuß die Errichtung eines neuen, palastartigen Hauses anstelle des bescheidenen alten, in dem nur die landrätliche Wohnung mit einem großen Saale für die Tagungen des Kreistages untergebracht werden sollten. Auch dieses Projekt brachte Herr von Miquel durch, und flugs beauftragte er den Berliner Architekten Schmohl, einen seiner Schulfreunde, ihm Pläne nach seinen Wünschen anzufertigen. Die hohen Kosten, die ihre Ausführung verursacht haben würde, machte die Kreistagsabgeordneten aber doch stutzig. Herr August Klein, ein Ehrenbeigeordneter von St. Johann, beantragte nun, unter Beschneidung des üppigen Bauprogramms, vier Saarbrücker Architekten zu einem beschränkten Wettbewerb mit Herrn Schmohl aufzufordern, was auch geschah.

Auch ich befand mich unter diesen vier Architekten, die nun ihre Kräfte mit dem Berliner Kollegen messen sollten. Der Termin zur Einlieferung der Projekte war sehr kurz bemessen, und die Entschädigung, die für die Teilnahme an dem Wettbewerb gewährt wurde, mit 500 Mark lächerlich gering. Das mit dem ersten Preis gekrönte Projekt sollte aber die Bauausführung erhalten, und das lockte natürlich. Die Zusammensetzung des Preisgerichts gab von vorne herein zu großen Bedenken Veranlassung. Zu den drei sachverständigen Preisrichtern gehörten zwei Herren, die unter dem Einfluß des Landrats standen, und als Oberpreisrichter hatte er sich den schon überständigen alten Professor Oberbaurat Hoffmann aus Darmstadt auserkoren. Was wir Saarbrücker Architekten befürchtet und vorausgesehen hatten, trat nun prompt ein. Herr Schmohl aus Berlin erhielt als ersten Preis die Ausführung des bedeutenden Baues zugesprochen. Die Begründungen der Preisrichter für ihr Urteil waren äußerst gewunden und lahm; man merkte es ihnen direkt an, wie schwer es ihnen geworden war, dem Wunsch des Herrn Landrats nachzukommen.

Nun kam die öffentliche Ausstellung der Entwürfe! Da waren wir alle baff, wie souverän sich Herr Schmohl über die Forderungen des Programms hinweggesetzt hatte: Der Grundriß war programmwidrig und fehlerhaft, und er stimmte außerdem nicht mit den Fassadenzeichnungen überein, und deren Ausbildung verstieß gegen eine Hauptforderung, sie genau den schlichten Formen des Schlosses und der übrigen Gebäude des Schloßplatzes anzugleichen.

Die Ortsgruppe des Bundes deutscher Architekten und auch die Baubeamten, an ihrer Spitze der Architekt der Eisenbahndirektion, Baurat Schenk, protestierten einmütig öffentlich gegen das Urteil des Preisgerichts, das diesem minderwertigen Entwurf den ersten Preis zuerkannt hatte. Darüber hinaus dokumentierten sie, daß der erste Preis unbedingt den von mir eingereichten Plänen gebühre. Aber dieser öffentliche Appell an den Kreistag blieb ohne Widerhall; niemand, weder das Preisgericht noch der Landrat ging auf ihn ein. Es blieb bei dem unsauberen Geschäft.

Eine allerdings recht magere Genugtuung brachte mir diese Sache doch: Mein Projekt war infolge seiner Honorierung in das Eigentum des Kreises übergegangen, und als nun der Bau ausgeführt wurde, sah ich zu meinem Erstaunen genau meine Grundrisse entstehen, denen die Schmohlsche Fassadenlösung aufgefropft wurde. Weiterhin sah ich einen Vorschlag von mir verwirklicht, den ich in meiner Gesamtprojektion des Schloßplatzes bildlich erläutert hatte: Dem rechten Flügelbau des Schlosses war später ein Bauteil nach der Talstraße zu angefügt worden, das ein flaches Dach hatte. Auf die Talstraßenecke hatte ich auf diesen Bauteil einen turmartigen Aufbau gesetzt, der einen befriedigenderen Abschluß der Platzwand bewirkte. Auch diesen Vorschlag hatte man stillschweigend übernommen, ohne es für nötig zu halten, mir überhaupt eine Mitteilung darüber zu machen.<sup>8)</sup> —

Bald nach dieser Enttäuschung erhielt ich von der königlichen Bergwerksdirektion den sehr interessanten Auftrag zur Aufstellung des Bebauungsplanes für das Hafengelände und das an dieses sich anschließende Terrain.

Diese Frage war durch die in Aussicht stehende Großkanalisierung der Saar und Mosel ins Rollen gekommen. Ein großer, mit allen modernen Verladeeinrichtungen ausgestatteter Hafen sollte an anderer Stelle gebaut werden, und die Bergwerksdirektion wollte die Mittel hierfür aus einer vorteilhaften Verwertung des ihr gehörigen sehr umfangreichen Geländes der alten Hafenanlage gewinnen. Die Entfernung des alten Kohlenhafens wäre von allen Seiten sehr begrüßt worden, denn es wäre damit ein nicht nur viel Staub entwickelnder und störender Betrieb aus der Stadt beseitigt worden, sondern das neu gewonnene Gelände am Zusammenstoß der alten Grenzen von Saarbrücken, St. Johann und Malstatt-Burbach, also im Mittelpunkt der jungen Saargroßstadt, hätte eine willkommene Gelegenheit zur Errichtung schon lange angestrebter gemeinsamer Kulturstätten geboten.<sup>9)</sup>

Im Interesse der Bergwerksdirektion lag es natürlich, viele kostbare Bauplätze zu gewinnen; ich betrachtete es aber als meine Aufgabe, wohl dieser Forderung weitestens nachzukommen, daneben aber die ideellen Gesichtspunkte in keiner Weise zu vernachlässigen. So benutzte ich das entsprechend eingeengte Hafenbecken zu einer mit Anlagen umgebenen Teichanlage, durch die ich den Fischbach leitete, und sah schöne Platzanlagen vor. An diesen

plante ich Bauplätze für ein neues Theater, ein Museum und eine dritte Höhere Knabenschule.

Vielleicht komme ich an anderer Stelle noch einmal auf diese mir gestellte interessante Aufgabe zurück. Leider mußte ich sie, wegen bald eintretender Lageänderung, zu meinen gescheiterten Plänen zählen.

Auch das Jahr 1911 begann sich erfreulich zu gestalten. Schon bald aber machte sich in ihm ein schnelles Absinken der allgemeinen Wirtschaftskontunktur bemerklich. Ich hatte wohl noch reichlich mit zahlreichen kleineren Bauten in der Petersberg- und Winterbergstraße und einigen Villen in Idar zu tun, aber größere Aufträge blieben aus.

Die Marokkokrise begann außerdem recht unangenehme Folgen zu zeitigen.<sup>40)</sup> Der Reichsbankdiskont stieg auf eine ungewöhnliche Höhe und bewirkte damit nicht nur eine Zinserhöhung, sondern auch eine wesentliche Verknappung der Hypothekenskapitalien. Dieser Zustand legte sich lähmend auf die Bautätigkeit. Während man früher von den Vertretern der Hypothekenbanken oft um Adressen von Baulustigen angegangen wurde, waren sie jetzt sehr zurückhaltend, ja sie flüsterten, es sehe nach einem baldigen Krieg aus, und da wollten die Banken keine Kapitalien mehr im Saargebiet investieren, das erschiene ihnen zu gefährlich.

Ich hatte ja immer noch ungefähr ein Dutzend kleinerer Häuser zu bauen, aber ich mußte in der Verringerung meines Personals doch weiter fortfahren. Im November 1911 traf mich sehr schmerzlich der Tod des Herrn von Voss. Mit diesem vortrefflichen Manne, mit dem ich 16 Jahre immer harmonisch zusammengearbeitet hatte, verlor ich persönlich sehr viel. Und wieder brach mit seinem Tode ein wesentliches Stück meiner Lebensarbeit mehr oder minder zusammen; denn es war mir klar, daß nun der größte Teil unserer gemeinsamen Pläne nicht mehr zur Ausführung gelangen würde.

Das Jahr 1912 stand im Zeichen der Vermietung meiner Häuser an das Generalkommando und der damit zusammenhängenden Neu- und Erweiterungsbauten, was ich an anderer Stelle schon eingehend beschrieben habe. Dann hatte ich noch einen größeren Umbau des Theaters auszuführen, und außerdem liefen meine Idarer Bauten weiter. Aber es wurde immer stiller und stiller. Am 1. Oktober nahmen wir Abschied von unserem schönen Haus Winterbergstraße Nr. 12.

### *Vor Kriegsausbruch*

Wegen der umfangreichen im Hause Winterbergstraße Nr. 12 vorzunehmenden Umbau- und Reparaturarbeiten hatten wir es schon seit Mitte August 1912 langsam, Raum für Raum, verlassen müssen. Es war ein recht unangenehmer Zustand, den wir aber in Kauf nehmen mußten.

Anfang September bezog ich schon meine neuen Büroräume im Hintergebäude der Talstraße 43, das in der kurzen Zeit von drei Monaten zu errichten mir gelungen war. Mit unseren letzten Wohnungsmöbeln zogen wir erst am letzten Septembertage in das neue Haus Winterbergstraße Nr. 10 um.

Die mir ganz ungewohnte Ruhe, die nach Fertigstellung des Theaterumbaues eintrat, benützte ich zur Aufarbeitung aller Abrechnungsarbeiten aus dem vorigen Jahre.

Der Beginn des Jahres 1913 brachte mir eine ganze Reihe von Aufträgen der Schloßbrauerei in Neunkirchen, so den Erweiterungsbau des „Hotel Halberg“ und verschiedener Wirtschaften. Auch auf dem Brauereigelände fanden verschiedene Umgestaltungen statt. In Oberstein hatte ich einen größeren Erweiterungsbau der Oberrealschule auszuführen und in Idar drei kleinere Villenbauten, dazu kam noch ein Fabrikbau am Bahnhof Birkenfeld-Neubücke. Ich mußte also wieder viel unterwegs sein.

Meine Tätigkeit für die Saarlöten war im Laufe der letzten Jahre immer geringer geworden. Eine nach der anderen hatte sich ein eigenes Baubüro für die sich sehr erweiternden rein industriellen Anlagen eingerichtet, und die Leiter dieser Büros zogen mit der Zeit auch jene Arbeiten an sich, die ich früher ausgeführt hatte.

In Saarbrücken schritt die Bebauung der Winterbergstraße und der Petersbergstraße wohl stetig fort, es waren aber alles Projekte, die meinem Betätigungsdrang nicht die rechte Befriedigung boten.

Unterdessen hatte sich der politische Horizont immer weiter verdunkelt. In industriellen Kreisen herrschte überdies eine gewisse Beunruhigung wegen der immer größeren Belastung durch die von den Vertretern der Arbeiterschaft verlangten sozialen Reformen. Schließlich erreichte die schlechte Stimmung einen solchen Stand, daß man die Äußerung zu hören bekam, nur ein Krieg könne hier helfen.

So schloß das Jahr 1913 und fing auch das Jahr 1914 an.

Die Errichtung des neuen Generalkommandos des XXI. Armee-korps, die Hierherverlagerung der Stäbe einer Kavalleriedivision und einer Armeeinspektion und alles, was damit an militärischen Einrichtungen zusammenhing, hatte in der aufstrebenden Großstadt Saarbrücken im Gegensatz zu der in der Industrie herrschenden pessimistischen Auffassung der Lage neue wirtschaftliche Zukunftshoffnungen erweckt. Mit dem Bau eines großen Kasernenkomplexes für ein neues Artillerieregiment war bereits im Jahre 1912 begonnen worden. Der Bauplatz für ein Korps-Proviantamt mit Bahnanschluß in den zum Halberg gehörigen Wiesen an der Scheidter Chaussee war schon bestimmt. Umfangreiche Bauten für die noch aufzustellenden Nachrichtentruppen und für ein weiteres Infanterieregiment standen bevor. Für schleunige Herstellung von Offizierswohnungen mußte Sorge getragen werden, kurz, man erwartete in Bälde ein Aufblühen der Bautätigkeit und des ganzen geschäftlichen Lebens. Wenn über diesen schönen Hoffnungen nur nicht andauernd die düsteren Wolken am politischen Himmel geschwebt hätten, die doch keine rechte Freude an allem aufkommen lassen wollten!

Ich wurde mit der Ausarbeitung eines Projektes für die Unterbringung einer Kriegsschule in dem Gebäudekomplex der Union-Brauerei an der Talstraße betraut. Das war keine ganz einfache Aufgabe, aber es gelang mir, alle geforderten Räume in den vorhandenen Gebäulichkeiten und in einem Erweiterungsbau gut unterzubringen. Dieses war meine letzte größere Arbeit, die mich vor dem Hereinbruch des Unheils beschäftigte, das mit der Ermordung des österreichischen Thronfolgerpaares in Sarajewo am 28. Juni in seine Schlußphase eintrat.

Wie eine Bombe schlug die Nachricht von diesem Ereignis überall ein, und ein jeder wußte, ohne weitere Kommentare, sie bedeutet: Krieg.

Daß dieser erste Eindruck nicht getäuscht hatte, bewiesen die nun sich überstürzenden Ereignisse der nächsten Zeit.

Meinerseits trug ich der Lage dadurch Rechnung, daß ich in den folgenden Wochen darauf hinwirkte, daß die im Gange befindlichen Arbeiten meiner Bauten, soweit es anging, beschleunigt fertiggestellt wurden und, wo es nicht möglich war, geeignete Maßnahmen zu ihrer wahrscheinlichen Unterbrechung mit den Bauherren und Bauhandwerkern besprach. Alle Handwerkerrechnungen, die noch vorlagen, wurden raschestens geprüft und damit auch alle Büroarbeiten zum Abschluß gebracht. Irgend etwas Neues wurde überhaupt nicht mehr begonnen. Zu Beginn der letzten Juliwoche trat ich meine bewußt letzten Reisen nach Idar und Neunkirchen an, um dort die allerletzten Anordnungen zu treffen und mich von meinen Bauherren zu verabschieden; denn mit solcher Sicherheit sah man täglich dem Kriegausbruch entgegen, nachdem Österreich sein Ultimatum an Serbien gestellt hatte, was eigentlich eine Kriegserklärung bedeutete.

Mein Büropersonal bat um seine sofortige Entlassung, so daß ich schließlich mit meinem Bürovorsteher allein dastand, und auch dieser wartete täglich auf seine Gestellungsorder.

Nun blieben mir noch einige ruhige Tage zur Bestellung meiner eigenen Angelegenheiten, da mit Sicherheit vorauszusehen war, daß vor dem Ablauf des österreichischen Ultimatums sich nichts Unerwartetes ereignen würde.

Nach zwanzig Jahren rastloser selbständiger Tätigkeit und vielen schönen Erfolgen konnte ich, als ihr nun durch ein mit elementarer Wucht kommendes Ereignis ein jähes Ende bereitet wurde, wenn auch mit einiger Resignation über die menschliche Ohnmacht, so doch im allgemeinen mit Befriedigung zurückblicken. Die in ihr erlebten Rückschläge brauchte ich nicht auf eigenes Verschulden zurückzuführen, weil sie alle infolge des unerwarteten Todes mir wohlgesinnter Männer eintraten.

Ich stand damals auf der Höhe meiner Kraft und meines Schaffens, und dieses plötzliche Aufhörenmüssen mit einer lang geübten, lieb gewordenen Tätigkeit schmerzte mich natürlich, zumal ich als Soldat nicht wußte, ob es mir vergönnt sein würde, sie nach Beendigung des Krieges wieder aufzunehmen.

Jedoch ich war nicht nur gern Architekt, sondern ich war auch gern Soldat. Und da ich als älterer Hauptmann im Kriege eine interessante Kommandantenstelle auszufüllen hatte, erleichterte mir dieses schon von der allgemeinen Kriegsbegeisterung getragene Gefühl den Abschied von meiner zivilen Berufstätigkeit.

Ein weises Schicksal zog noch einen wohlthätigen Schleier vor alle die Dinge, die nun kamen, und auch vor das traurige Ende, in dem der Krieg für unser deutsches Vaterland ausklingen sollte.

Als ich zum letzten Male mein Büro verließ, konnte ich jedenfalls nicht ahnen, daß ich es erst nach mehreren Jahrzehnten und unter gänzlich veränderten Verhältnissen mitten in einem zweiten Weltkrieg wieder in Gebrauch nehmen würde.





#### ANMERKUNGEN

bearbeitet von Stefan Weszkalnys, Saarbrücken, Altneugasse 7

- 1) Landwirtschaft und Ausflugsgaststätte bis 1939; nach dem II. Weltkrieg Betriebsgebäude der „Optischen Fabrik Dr. F. A. Wöhler“; später Werkstattgebäude der Bundespost; jetzt Wohnbebauung Petersberger Hof 2–4 „Haus Astoria“. Lesenswert: Theo Schmidt, „Weingut Petersberg in Saarbrücken“, Saarheimat 1957 S. 18 ff.
- 2) Heino Schmieden und Martin Gropius (Schüler Schinkels und Onkel von Walter Gropius — „Bauhaus“) entwarfen die Pläne der 1877 — 1880 erbauten Bergwerksdirektion in Saarbrücken, Ecke Trierer- und Reichsstraße.
- 3) Es handelt sich um Stadtbaurat Dr. Julius Ammer. Die Rathausenerweiterung Kaltenbachstraße wurde am 22. 6. 1925 eingeweiht.
- 4) Die neuen Städtischen Krankenanstalten auf dem Winterberg wurden am 27. 5. 1968 in Betrieb genommen. Das alte Bürgerhospital war wirtschaftlich nicht mehr sinnvoll zu verwenden und wurde abgebrochen. Pläne zur neuen Nutzung des Geländes sind wegen beabsichtigter Hochhäuser noch umstritten.
- 5) Haus Talstraße 43; heute Bestandteil des Landesversorgungsamtes.
- 6) Lesenswert: C. Th. Müller „Unser XXI. Armeekorps im Weltkrieg 1914/15“ — Saarbrücken 1915 — und „... 1914/16“ — Saarbrücken 1917.
- 7) Johannes von Miquel, national-liberaler Politiker, 1828 — 1901, preußischer Finanzminister 1890 — 1901; führte die M.sche Steuerreform durch (Einführung einer modernen Einkommen- und Vermögensteuer).
- 8) Dieser Anbau ist vor wenigen Jahren wegen Einsturzgefahr (nach Verlegung der Fernheizung durch die Talstraße) abgerissen worden.
- 9) Zwar ist der alte Hafen zugefüllt; außer der Kongreßhalle ist aber noch kein anderes Kulturprojekt an diesem Platz verwirklicht worden; geplant ist noch immer ein Gymnasium.
- 10) Nach der Einverleibung Marokkos in die französische Interessensphäre (Besetzung der damaligen Hauptstadt Fes am 21. 5. 1911) erschien am 1. 7. 1911 das deutsche Kanonenboot „Panther“ vor Agadir („Panthersprung“). Gegen koloniale Zugeständnisse in Kamerun erkannte Deutschland am 4. 11. 1911 die „Schutzherrschaft“ Frankreichs über Marokko an.

Während über Friedrich Joachim Stengel (1694—1786), den großen Saarbrücker Baumeister des Barocks, sowohl über sein Werk, als auch über seine Person ziemlich viel auf uns gekommen ist, blieb sein Vorgänger aus der Renaissance, Christian Stromeier, in Werk und Lebenslauf allzu wenig beachtet. Einzelne Bauten Stromeyers, die Schlösser von Homburg, Ottweiler, Neunkirchen und Philipsborn (Neuhaus) sowie ein Teil des Saarbrücker Schlosses fielen vor langer Zeit der Spitzhacke oder dem Feuer zum Opfer. Lediglich die von Heinrich Hör angefertigten Abbildungen dieser Schlösser liegen im Staatsarchiv Wiesbaden <sup>1)</sup> und wurden von Kunsthistorikern, wie Walter Zimmermann <sup>2)</sup> besprochen.

Über Christian Stromeyers Familie und seine Nachkommen wissen wir wenig. Im Mannesstamm ist der Name heute in Saarbrücken nicht mehr vertreten. Lediglich über eine Enkelin sind, soweit ersichtlich, noch Nachkommen in Saarbrücken-St. Johann vorhanden.

Es soll daher versucht werden aus vorhandenen Unterlagen das Wenige zusammenzutragen was sich zur Familiengeschichte der Saarbrücker Stromeier ermitteln ließ. Da die Lebensspanne der drei fraglichen Generationen im wesentlichen vor dem Beginn der Kirchenbuchaufzeichnungen lag, hat erst die Bearbeitung der Saarbrücker Probsteiprotokolle durch Karl Rug die Möglichkeit geschaffen, die Generationen im Zusammenhang zu erkennen.

Die Herkunft der Familie ist bis jetzt unbekannt, dürfte aber in Süddeutschland zu suchen sein. Das Vorkommen des Namens weist daraufhin.

Ebenso im Dunkeln liegen Geburtsort und Geburtsdatum Christian Stromeyers. Die erste Nachricht ist folgende: Am Montag nach Martini 1563 kaufte Christian Stromeier und seine Ehefrau Gertud von Cun Schmitten und dessen Frau Adelheit ein Haus am Marktplatz von St. Johann.

Christian Stromeier wird 1570 als Baumeister des nass. Grafen in Homburg erwähnt und baut das dortige Schloß (etwa 1570 bis 1575) sowie das Saarbrücker Schloß (1576 bis 1583) aus. Neunkirchen, Philipsbronn (Neuhaus) und Ottweiler errichtet er nach seinen Plänen völlig neu. Seine Tätigkeit scheint ihn weithin bekannt gemacht zu haben.

1575 erhält er vom pfälz. Kurfürsten Friedrich III., eine Bestallung als Baumeister „von Haus aus.“ <sup>3)</sup> Seine Besoldung betrug 40 fl. in Münz (der Stadtschreiber in Saarbrücken erhielt 16 fl.) ein Hof-Sommerkleid und so erforderlich soll er zu p. Kosten sein. Das war natürlich eine Dotierung, die die Saarbrücker Grafen nicht bieten konnten. Er führte nebenher aber die übernommenen Aufträge in Saarbrücken noch weiter. Zimmermann schließt aus der Ernennung eines dortigen Nachfolgers, Heinr. Kempter von Vic, 1583, auf Stromeyers Tod zu diesem Zeitpunkt. Ebenso gut wäre natürlich möglich, daß die Tätigkeit in der Pfalz Stromeier von diesem Zeitpunkt aus keine Zeit mehr gelassen hätte, für die Saarbrücker Grafen weiter zu arbeiten. Sein Tod ist erst für das Jahr 1586 <sup>4)</sup> belegt, während im gleichen Jahr seine 2. Frau Catharina noch lebte.

### *Christian Stromeyers Kinder:*

Nur ein Sohn Christian Stromeyers aus erster Ehe konnte bisher ermittelt werden: Nikolaus Stromeyer, Goldschmied und später Gerichtsschöffe zu St. Johann.

Dieser wird am 6. 12. 1582 Bürger und mietet in Saarbrücken das Pfarrhaus (am Eingang der Altneugasse) für 8 fl. jährlich.<sup>5)</sup> Er ist mit einer Margreth verheiratet, von der angenommen wird, daß sie eine Tochter des Goldschmieds Teutschmann ist, denn der Sohn dieses Goldschmieds Teutschmann findet sich als Schwager von Nicolaus Stromeyer benannt.<sup>6)</sup> Vielleicht war Nicolaus Stromeyer zu Hanß Teutschmann in die Lehre gegangen und hatte dort dessen Tochter kennengelernt. Nach dem Tode von Veith Klein wurde er am 23. 11. 1613 zum Schöffen erwählt.<sup>7)</sup>

Nikolaus Stromeyer starb zwischen Pfingsten 1625 und 1626<sup>8)</sup>, seine Frau nach 1635.

### *Christian Stromeyers Enkel:*

Christian Stromeyers Enkel sind urkundlich durch die Nachricht belegt, daß sie 1629 das großelterliche Haus am Markt an den Müller Georg Rotsch verkauften.<sup>9)</sup> Georg erlernte das väterliche Handwerk eines Goldschmieds, während sein Bruder Bernhard Kantengießer (Kannengießer) wurde. Zwei weitere Brüder Joachim und Hanß Adam weilten 1629 bereits nicht mehr in Saarbrücken.

Die Tochter Anna heiratete in 1. Ehe um 1618 den Kantengießer Jac. Kempf und in 2. Ehe um 1624 den Kantengießer Leonhard Borler<sup>10)</sup>, die Tochter Walpurg den Metzger Joachim Bischmisheimer<sup>11)</sup>, alle von St. Johann.

Bernhard übernahm nach seiner Bürgeranlobung 1618<sup>12)</sup> die Schulden seines verstorbenen Schwagers Jac. Kempf. Er wurde 1633 Soldat. 1634 wird seine Frau Margarete noch erwähnt. Sie war eine Tochter des Heinr. Dirniß aus Altenstadt. Dann verliert sich ihre Spur.

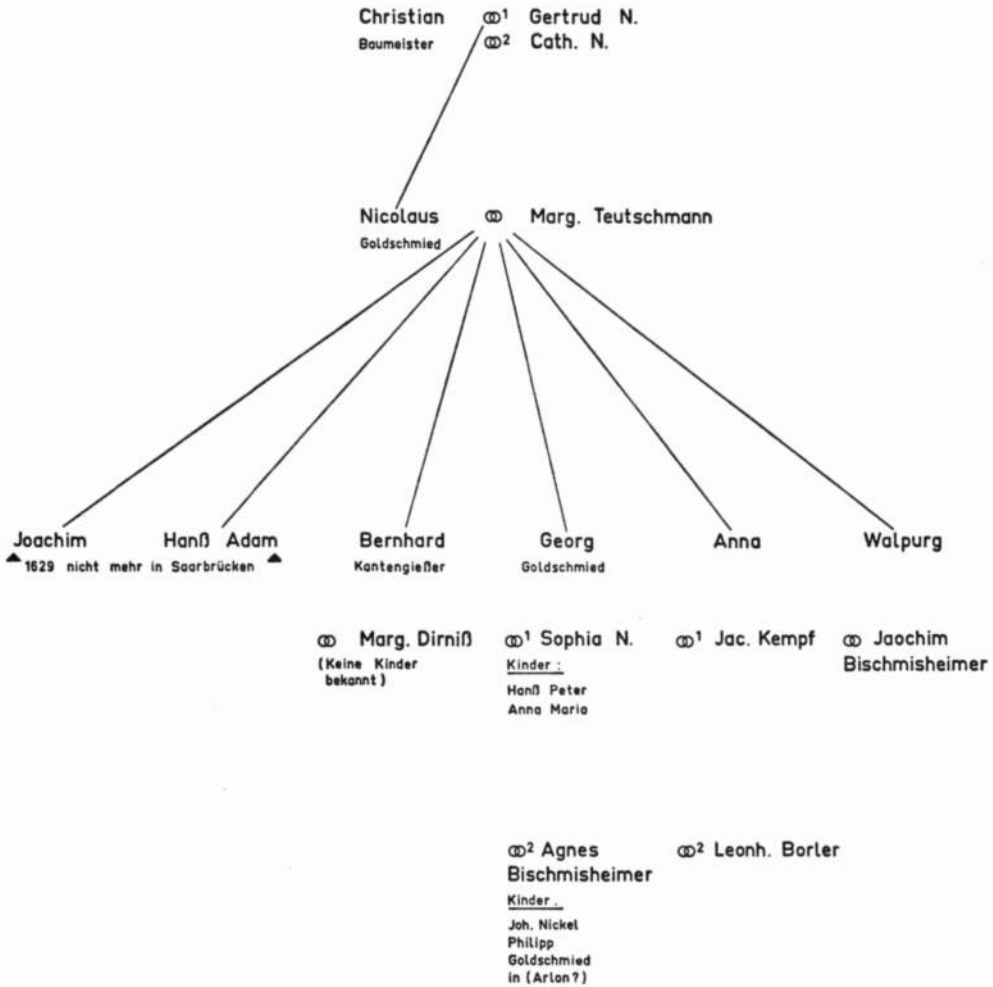
### *Christian Stromeyers Urenkel:*

Goldschmied Georg zu St. Johann wurde am 17. 7. 1614 Bürger zu St. Johann.<sup>13)</sup> Vor 1617 heiratete er eine Sophia, von der er zwei Kinder Hanß Peter und Anna Maria, hatte. Sie starb vor 1624.<sup>14)</sup> Georg heiratete darauf die Wwe. des Simon Karcher, Agnes Bischmisheimer, deren Bruder der Mann seiner Schwester Walpurg war.<sup>9)</sup> Aus dieser Ehe gingen, soweit bekannt, zwei Söhne Philipp und Johann Nickel hervor. Letzterer wurde am 6. 8. 1634 in St. Johann getauft<sup>15)</sup> und als der erste Täufling im Kirchenbuch eingetragen. Georg Stromeyer wurde am 13. 12. 1635 in St. Johann begraben,<sup>16)</sup> in dem Jahre, in dem die Stadt St. Johann von den Truppen des Generals Gallas erobert wurde, der die ganze Grafschaft Saarbrücken niederbrannte, ein Zeitpunkt, zu dem die Bevölkerung Saarbrückens in alle Winde zerstob.

Von nun an hören wir nur noch einmal von einem Stromeyer, nämlich von Philipp, dem Sohn Georgs, der, Goldschmied wie sein Vater, sich 1653 aus „Arlen“ meldet und das väterliche Haus verkaufen läßt.<sup>17)</sup>

1668 werden Joachim Bischmisheimers Söhne als Stromeyer'sche Erben genannt und über diese, sowie die Borlerischen Nachkommen, wurde das Erbe der Stromeyer in Saarbrücken und St. Johann weitergegeben.

## Stammfolge    Stromeyer



#### ANMERKUNGEN:

- 1) Abrisse der Residenzschlösser Sbr., Ottweiler und Weilburg, Neunkirchen, Homburg und Philippsbronn. St. A. Wiesbaden Kartensammlung, Abtl. C 163
- 2) W. Zimmermann Künstler. Beziehungen der Nassau-Sbr. Lande links und rechts des Rheins vom 16. bis zum 18. Jhdt. Rhein. Vierteljahresblätter V (1935), S. 275  
W. Zimmermann, Das ehemalige Schloß in Ottweiler und sein Baumeister Christian Stromeyer in: 400 Jahre Stadt Ottweiler 1950  
W. Zimmermann, die Kunstdenkmäler der Stadt und des Landkreises Sbr. 1932 S. 17, 112, 290  
W. Zimmermann, Die Kunstdenkmäler der Kreise Ottweiler und Saarlouis 1934, S. 19, 73, 89
- 3) Gen. Landesarchiv Karlsruhe, Pfälzer Kopialbuch 986 fol. 14, 1 und 927, 80. „Von Haus aus“ dürfte „im Bedarfsfall“ heißen
- 4) St. A. Koblenz 22/2399/188
- 5) St. Pr. Sbr. — St. Joh. 1576/86, Bl. 187
- 6) St. Pr. St. Johann 1607/10, Bl. 58 R
- 7) St. Pr. Sbr. — St. Joh. 1613/14, Bl. 54
- 8) Bgmstr.Rechnung 1625/26, Bl. 6
- 9) St. A. Koblenz 22/2404, Bl. 204
- 10) St. A. Koblenz 22/2403, Bl. 206 R, 12. 3. 1624
- 11) St. A. Koblenz 22/2403, Bl. 408 R, 5. 5. 1626
- 12) St. Pr. St. Johann 1617/18, Bl. 28, 6. 2. 1618
- 13) St. Pr. St. Johann 1614/14, Bl. 7 R
- 14) St. A. Koblenz 22/2403, Bl. 213
- 15) KB St. Johann 24/21/1
- 16) KB St. Johann 24/403/15
- 17) St. A. Koblenz 22/2407/128 R



ERINNERUNGEN AN SAARBRÜCKEN WÄHREND  
DES ZWEITEN WELTKRIEGES (1939—1945) (V)

(21)

Die Amerikaner allerdings lassen sich von dieser einschmeichelnden Ruhe nicht verführen. Sie trauen ihr vorerst nicht über den Weg. Und so stoßen sie denn auch nicht sofort den abziehenden deutschen Truppen nach.

Eile mit Weile — das scheint ihre Devise zu sein. Ganz langsam, fast zaghaft, pirschen sie sich an die Stadt heran. Um die Bunkerwerke des Westwalls kümmern sie sich nicht. Ihre Spähtrups umgehen sie.

Gegen 3 Uhr nachmittags wird dann Saarbrücken von Truppen der 6. amerikanischen Armee besetzt.

Infanteristen, die bei Gündingen über die Saar gesetzt sind, schleichen sich — von Brebach kommend — an den Hauswänden der Mainzer Straße entlang. Die schußbereite Maschinenpistole in den Händen. Sie scheinen darauf zu warten, jeden Moment von einem Geschößhagel deutscher Gewehre eingedeckt zu werden. Aber alles bleibt ruhig, nichts regt sich in den Häusern, die nach den Propagandasendungen des Rundfunks alle eine Festung sein sollen. Auf fast lautlosen Sohlen passieren die jungen Soldaten aus Übersee auch den Befehlsbunker des ehemaligen „Kampfkommandanten“. In der Straßenmitte fahren Panzerspähwagen. Sie halten die Spitze, sind den Soldaten immer ein paar Schritte voraus.

Auch von der entgegengesetzten Seite, durch die Trierer Straße, dringen die Amerikaner in das Stadttinnere ein. Auf dem St. Johanner Markt begegnen sich die beiden Vorhuten.

In Saarbrücken begrüßen keine weißen Tücher und auch keine Blumensträuße den einrückenden Feind. Wer sollte auch solche anbringen und überreichen? Die wenigen Zivilisten, die sich mit Erlaubnis der Wehrmacht noch in der Stadt aufgehalten hatten, haben diese nach dem Räumungs- und Absetzungsbefehl verlassen. Und die, die sich schon seit Monaten irgendwo verborgen halten, ziehen es vor, zunächst einmal in ihren Katakomben zu bleiben. Die meisten von ihnen wissen ja auch noch gar nicht, daß die Stadt über Nacht geräumt worden ist. Sie halten die amerikanischen Soldaten, die in Tarnkleidern stecken, für Angehörige der SS. Ein guter Grund also, sich noch tiefer in die Löcher zu verkriechen und keinen Ton von sich zu geben. Die unheimliche Ruhe, die den Amerikanern überall entgegenschlägt, läßt sie überaus nervös werden. Wenn sie glauben, ein Geräusch gehört zu haben, dann schießen sie mit ihren Maschinenpistolen blindlings in die Gegend. Sie können sich diese ausgestorbenen Häuser und Straßen einfach nicht erklären, vermuten niederträchtige Fallen — die ihnen deutsche Truppen, die in irgendeinem Hinterhalt lauern, stellen wollen.

Die Besetzung Saarbrückens erstreckt sich zunächst nur auf die Teile der Stadt, die — von der Saar aus betrachtet — bis zur Straßenflucht Mainzer-Triererstraße liegen und erfaßt darüber hinaus lediglich noch den Gebäudekomplex des Rathauses.

Vorerst sichern die Amerikaner einmal das eroberte Gelände. Überall an den Straßenkreuzungen stellen sie Sicherungsposten auf, während starke Kommandos jedes Haus, jeden Steg und Weg durchkämmen.

Nirgendwo aber entdecken sie einen Menschen. Und so schießen sie denn in Ermangelung eines sich zeigenden Feindes prachtvolle Löcher in den Saarbrücker Himmel. Im Nu ist die schönste Knallerei im Gange. Die einzelnen Posten nämlich hören nur die Schüsse. Sie wissen nicht, ob sie von Freund oder Feind abgegeben werden. Vorsichtshalber schießen sie aber munter mit.

Für die Handvoll Saarbrücker, die in ihren Verstecken sitzen, ist dies nicht gerade eine angenehme Musik. Man kann sich keinen Reim darauf machen. Keiner weiß, was in der Stadt eigentlich gespielt wird. Wird gekämpft oder was hat diese Schießerei zu bedeuten? Man zerbricht sich vergeblich den Kopf. Aus Sicherheitsgründen aber bleibt man dort, wo man ist, schluckt die Angst tapfer hinunter und wartet weiter.

In den späten Nachmittagsstunden versammeln sich vor dem Rathaus eine Anzahl amerikanischer Panzer und sichern, durch Infanteristen unterstützt, das Gelände nach allen Seiten.

Aus einem der stählernen Ungeheuer steigen einige Offiziere. Unter ihnen befindet sich Louis G. Kelly, Military Govt Officer Commanding — Oberst Louis G. Kelly, Chef der Militärregierung.

Kurze Zeit später weht das amerikanische Sternenbanner über der großen Rathauspforte. Die Stadt- und Staatsgewalt ist an diesem 21. März 1945 in die Hände einer amerikanischen Militärregierung übergegangen.

Noch wissen die Saarbrücker nichts davon. Es wissen es nicht die, die in unmittelbarer Nähe in den Stollen und Kellern hausen, und noch weniger haben die eine Ahnung davon, die irgendwo im übrigen Deutschland in der Evakuierung leben.

## (22)

Auch die Militärregierung, die sich im Saarbrücker Rathaus unter dem Befehl von Oberst Kelly niedergelassen hat, bringt — wie überall in den deutschen Städten, die man besetzt — einen fix und fertigen Plan, das zukünftige Wohl und Wehe der Stadt betreffend, mit. Der Military Government Officer Commanding ist also — mag er nun ein humaner oder ein rache-süchtiger Mensch sein — mit seinem Stab für die Aufgaben vorbereitet, die den Bedürfnissen einer Zivilverwaltung Rechnung tragen.

Die erste Aufgabe, die Oberst Kelly erfüllen muß, um die Stadt aus ihrer Todesstarre zu erwecken und vor allem seinen Soldaten Licht und Wasser zu geben, ist die Errichtung einer Zivilverwaltung. Zu diesem Zweck hat er eine lange Liste mitgebracht, auf der die Namen vieler Saarbrücker Bürger stehen. Diese Leute sollen ihm helfen, einen funktionierenden Verwaltungsapparat aufzubauen.

Die Namensliste stützt sich vor allem auf bekannte Saarbrücker Persönlichkeiten. Es sind dies der Zahnarzt Dr. Schmidtke, die Fabrikanten Heckel und Wahlster und der Buchhändler Claus. Die Auswahl dieser Personen erfolgte nach drei Grundsätzen: sie dürfen keine Anhänger des Nationalsozialismus sein, müssen der Besatzungsmacht eine Garantie stellen können, also vermögend sein, und schließlich, sagen sich die Amerikaner, daß der Mann, der seine Fabrik zu leiten versteht, auch in der Lage sein wird, sich in einer Stadtverwaltung zu betätigen. Von diesen drei Punkten wird allerdings nur der erste streng eingehalten.

Was aber nutzen Namenslisten, wenn die darauf vermerkten Personen nicht zur Hand sind, wenn in diesem Saarbrücken überhaupt keine Menschenseele aufzutreiben ist? Die Soldaten, die den Auftrag hatten, irgendeinen Bürger der Stadt zu finden, kehren am Abend erfolglos zurück. Die

„Höhlenbewohner“ ziehen beim Auftauchen der fremden Soldaten hurtig ihre Köpfe ein und bleiben vorerst noch unsichtbar.

Erst am nächsten Tag, also am 22. März, tauchen in den Straßen ein paar Zivilisten auf. Sie streichen um das Rathaus herum und prompt werden einige von ihnen festgehalten. Sie werden als Auskunftspersonen benutzt und nach auf der Liste stehenden Namen ausgefragt.

Wieder müssen sich Patrouillen auf den Weg machen und die Leute suchen, mit denen man die Stadtverwaltung aufzubauen gedenkt. Aber außer dem Fabrikanten Heinrich Wahlster hält sich von diesen Personen niemand in der Stadt auf. Herr Wahlster schildert später seine erste Begegnung mit den Amerikanern wie folgt:

„Einen Tag nach der Besetzung sah ich einige Uniformierte um mein Haus schleichen. Gleich danach pochte es heftig an meiner Tür. Ich hatte gerade kein angenehmes Gefühl im Magen, als ich die rauhbautzigen Gestalten, den Helm ins Genick geschoben, auf der Türschwelle sah. Als ich sie fragte, ob sie jemand suchten, nickte der anführende Sergeant bedächtig: „Yes, einen Mister Wahlster.“ Ein gewisses Unbehagen überfiel mich, als ich mich als der Gesuchte zu erkennen gab. Erst als sie mir sagten: „Wir suchen einen Freund, der uns hilft, wieder Ordnung zu schaffen!“ — war ich beruhigt.

Im Jeep wurde ich zum Rathaus gebracht, wo mich der Stadtkommandant, Oberst Kelly, empfing. Von ihm erfuhr ich dann, daß man mich als Oberbürgermeister der Stadt einsetzen möchte und ich gestehe, daß mir diese Eröffnung wiederum etwas Unbehagen einflößte. Was es bedeutete, das Oberhaupt einer ausgebombten Stadt zu sein, in der es weder Brot noch Fett gab, wußte ich besser als die Amerikaner, die mich drängten, doch dieses Amt anzunehmen. Ich mußte mich erst mit diesem Gedanken vertraut machen und bat mir eine Bedenkzeit aus.“

Die Amerikaner gewähren diese, können aber nicht verstehen, warum ein Mann zur Annahme eines solchen Postens eine Bedenkzeit braucht.

Und weil sie zu den Leuten gehören, die nicht gerne warten und für die in jedem Fall Zeit soviel wie Geld bedeutet, passiert ihnen etwas, das man ruhig als Treppenwitz in die Geschichte eingehen lassen kann. Sie lassen Herrn Wahlster gar keine Zeit, sich zu entscheiden, sondern akzeptieren einfach einen Mann, der sich ihnen anbietet und sich ohne weiteres bereit erklärt, den Posten eines Oberbürgermeisters anzunehmen. Erfreut reiben sich die Amerikaner die Hände und das um so mehr, da sich der Kandidat für das schwierige und verantwortungsreiche Amt als versierter Verwaltungsbeamter zu erkennen gibt. Also bittet man ihn, die Arbeit als Oberbürgermeister unverzüglich aufzunehmen.

Die „Amtszeit“ dieses allerersten Oberbürgermeisters nach der Besetzung der Stadt Saarbrücken währt allerdings nur knappe sechs Stunden. Länger bleibt den Amerikanern nicht verborgen, daß ihr „Oberbürgermeister“ als Angehöriger des SD zu dem Kreis um den „Kampfkommandanten“ gehörte.

Die Offiziere vom allwissenden CIC machen bestürzte Gesichter und bemühen sich eiligst, diesen unverzeihlichen Lapsus wieder auszubügeln. Sie jagen den Herrn „Oberbürgermeister“ — einen ehemaligen Verwaltungsdirektor — zum Tempel hinaus, d. h. sie sperren ihn kurzerhand ein.

Während es sich also ein Mann — ein dem Hitlergeist abträglich gesinnter Demokrat — reiflich überlegt, ob er das ihm von den Amerikanern offerierte Amt annehmen soll oder nicht, ist ein überzeugter Anhänger des Nazismus bereit, seinem Führer bedenkenlos die Treue zu brechen.

Stunden später erklärt sich dann Heinrich Wahlster, nachdem er erneut von Oberst Kelly darum angegangen und von Mitbürgern dazu aufgefor-

dert wird, bereit, das Amt des Oberbürgermeisters anzunehmen. Sofort wird ihm der Auftrag erteilt, eine neue Stadtverwaltung zu bilden.

Am Vormittag des 22. März 1945 findet im Rathaus die erste Nachkriegsbürgerratssitzung statt. An ihr nehmen etwa 50 Saarbrücker teil, die von dem Oberbürgermeister Wahlster gebeten werden, aus ihrer Mitte diejenigen Personen zu wählen, die ihm gemäß § 34 der deutschen Gemeindeordnung zur Seite stehen sollen. Zur Wahl stehen vor allem die Besetzung der Ämter des 1. und 2. Beigeordneten.

Verschiedene Kandidaten werden für diese wichtigen Posten der Stadtverwaltung nominiert. Die versammelten Bürger entscheiden sich schließlich in geheimer Wahl für den früheren Stadtverordneten Heinrich Detjen als 1. und den Kaufmann Richard Neu als 2. Beigeordneten.

Diese Ernennungen bedürfen nun noch der Bestätigung durch die Militärregierung, die ja nach der Besetzung der Stadt die Dienstaufsichtsbehörde darstellt.

Oberbürgermeister Wahlster und seine nunmehrigen Mitarbeiter sehen sich vom ersten Tage ihrer Ernennung an Aufgaben gegenüber, die bestimmt keine geringen sind. Man muß dies erwähnen, wenn man die Schwierigkeiten, die sich vor diesen Männern auftürmen, nicht als geringfügig ansehen will.

Fast sämtliche Amtsräume im Saarbrücker Rathaus gleichen Räuberhöhlen. Im ganzen Haus gibt es kaum noch eine Fensterscheibe. Schreibmaschinen und sonstige technische Hilfsmittel fehlen, ja, jedes Blatt Papier muß im Anfang mühsam zusammengesucht werden. Nichts, aber auch gar nichts ist vorhanden, was die Pflichten der neuen Stadtverwaltung erleichtern könnte.

Beamte, Angestellte und Arbeiter stehen nicht zur Verfügung. Und es drängt sich in den ersten Tagen und Wochen — vom 22. März bis zum Waffenstillstand am 8. Mai — niemand mit Begeisterung zum Behördendienst. Ja, auch das muß ausgesprochen werden, wird in den Reihen derer, die wirklich sach- und fachgemäß am Wiederaufbau des Verwaltungsapparates mithelfen könnten, vielfach die Ansicht vertreten: „Nur nicht vordrängen, nichts überstürzen, noch ist der Krieg ja nicht aus. Also abwarten.“

Dafür aber haben die Amerikaner kein Verständnis, sie warten nicht ab, sie wollen Taten sehen. Für sie ist es auch ohne Interesse, ob der Oberbürgermeister und seine Beigeordneten vor unüberwindlichen Hindernissen stehen oder nicht. Ihr Befehl lautet schlicht und einfach: „Let's go!“ — und das Behördenäpfelchen hat zu rollen. Und, wenn es einmal nicht rollt, dann hat man genug Mittel zur Hand, es zum Rollen zu bringen.

Die Verwaltungsspitze ist also gebildet. Eine solche ist aber sinn- und wertlos, wenn die nachfolgenden Stellen noch nicht besetzt sind. Eine Stadtverwaltung kann sehr wohl ohne Oberbürgermeister ihren Pflichten gerecht werden, soll sie dies aber auch ohne die einzelnen Dienststellen tun, ist sie ein Gebilde ohne Leben. Es müssen also — und das vordringlich — die verschiedenen Dezernate besetzt werden und zwar mit solchen Leuten, mit denen die Militärregierung einverstanden ist und die auch in etwa die Gewähr dafür bieten, daß sinnvolle Arbeit geleistet wird. Und hier beginnt schon die erste Schwierigkeit, mit der sich der Oberbürgermeister herumzuschlagen hat. Männer und Frauen, die sich für die Stadtverwaltung eignen, findet man nicht en masse auf der Straße, sie sind rar. Wieviel mehr aber ist dies in einer Stadt der Fall, die im Augenblick höchstens 800 Einwohner zählt.

Bis zum 24. März aber soll — Oberst Kelly hat mit Nachdruck darum gebeten — die neue Stadtverwaltung gebildet, der Militärregierung vorgestellt und in ihr Amt eingeführt worden sein.

Die Frist ist gesetzt, und ein „unmöglich“ gibt es einfach nicht.

So einfach wie sich die Amerikaner die Bildung einer neuen Stadtverwaltung vorstellen, geht es jedoch nicht. Noch ist Krieg und noch gibt es eine deutsche Reichsregierung, die Anordnungen erteilt. Jedermann weiß, daß auch der kleinste falsche „Schachzug“ den Kopf kosten kann. Den Führern der Partei kommt es nun auf ein Menschenleben mehr oder weniger nicht mehr an.

Der noch sendende Reichs-Rundfunk wendet sich täglich an die Staats- und Kommunalbediensteten. Man warnt sie, den Alliierten, wo diese deutsches Staatsgebiet besetzen, bei der Bildung irgendeiner Behörde behilflich zu sein. Jeder Versuch der Zusammenarbeit mit dem Feind wird mit dem Tod bedroht und über diejenigen, die es trotzdem wagen, sich dem Gegner anzuschließen, das Todesurteil gesprochen.

Daß man den ersten Nachkriegs-Oberbürgermeister der Stadt Aachen zum Tod verurteilte und ihn auch inmitten der Amerikaner erschoss, trägt wesentlich dazu bei, daß sich die Berufenen von den ihnen wieder winkenden Behördenämter fernhalten.

Warum, so sagen sie sich, jetzt noch den Kragen riskieren. Warten wie lieber ab, bis die Würfel des Krieges endgültig gefallen sind.

Wie lange der Krieg allerdings noch dauern wird, weiß in Saarbrücken niemand. Man ist sich aber darüber im klaren, daß jeder Tag, der die Stadt ohne zivile Verwaltung läßt, so wie es die Propaganda der Durchhaltepolitiker vorschreibt, sich für die hungernde Bevölkerung zu einer Katastrophe auswirken muß.

Und das ist wohl auch der Grund, der die Amerikaner auf eine rasche Bildung des zivilen Verwaltungskörpers dringen läßt.

Kein Beamter, Behördenangestellter oder Arbeiter, der sich zu diesem Zeitpunkt in der Stadt aufhält, wird übersehen. Man zieht alle zur Mitarbeit heran.

Mit Sonderausweisen versehen, schwärmen noch am gleichen Tage Boten, aus, die die ehemaligen Beamten, Angestellten und Arbeiter, von denen man weiß, daß sie sich in der Stadt oder in ihrer Nähe aufhalten, zusammen-trommeln müssen. Der Oberbürgermeister und seine beiden Beigeordneten tagen in Permanenz im Rathaus und warten dabei — vorerst noch bei Kerzenlicht — auf diejenigen Männer und Frauen, die sich zur Mitarbeit bereit erklären.

Wollen und Können lassen sich in diesen Märztagen nicht immer auf einen Nenner bringen. Die Militärregierung befiehlt zwar, schnellstens eine Verwaltung zu bilden, sieht aber taten- und interessenlos zu, wenn die Ausführung ihres Befehls im dichten Drahtverhau anderer militärischer Anordnungen stecken bleibt.

Schwierigkeiten häufen sich auf Schwierigkeiten. Mit eine der größten ist die Ernährung der in Saarbrücken lebenden Menschen. Es gibt in der ganzen Stadt zu dieser Zeit nur zwei Bäcker, die die Bevölkerung, wenn auch unzureichend, mit Brot versorgen können. Es sind dies der Bäckermeister Kauf in der Großherzog-Friedrich-Straße und sein Kollege Becker in St. Arnual.



Als Herr Kauf — nach seiner Besprechung mit Oberbürgermeister Wahlster, in deren Verlauf man das vorhandene Mehl in Brote umrechnet — die Postenkette vor dem Rathaus passiert, jagen ihm die Soldaten einige Schüsse nach. Eine Kugel trifft die Sitzfläche des Bäckermeisters und dieser landet, statt in seiner Backstube, in Bruch's Brauerei. Hier ist der ehemalige Verbandsplatz unter der Leitung von Dr. Korn zum ersten gebrauchsfähigen Krankenhaus erweitert worden.

Und als dann noch die Meldung eintrifft, daß man in der Nähe des Bahnhofs einen Zivilisten vom Rad heruntergeschossen hat, sieht sich Herr Wahlster zu einem Protestschritt veranlasst. Er droht mit seinem Rücktritt, wenn sich solche Zufälle in Zukunft wiederholen sollten.

Wie gesagt, die Schwierigkeiten, die sich der Bildung einer arbeitsfähigen Stadtverwaltung entgegenstemmen, sind mehr als zahlreich.

Am 24. März — zum vorgesehenen Termin also — ist es dann trotz aller Hindernisse soweit, daß Oberbürgermeister Wahlster seine neugebildete Stadtverwaltung der Militärregierung vorstellen kann.

Die Ansprache, die der Chef der Militärregierung, Oberst Kelly, bei der feierlichen Amtseinführung hält, ist kurz und bündig. Sie endet mit den Worten:

„Ich habe Herrn Heinrich Wahlster zum Oberbürgermeister dieser Stadt ernannt. Was er tut, geschieht in meinem Namen. Wer sich seinen Anordnungen widersetzt, widersetzt sich mir. Und nun, meine Herren, gehen Sie an ihre Arbeit und helfen Sie mit, daß Ihre Stadt wieder ersteht und ein besseres Deutschland aus ihren Ruinen erwächst.“

Anschließend findet im Zimmer des Oberbürgermeisters die offizielle Amtseinführung statt. Die Anwesenden geloben durch Handschlag, ihre Amtspflicht im demokratischen Sinne zu erfüllen, damit das in sie gesetzte Vertrauen eine Rechtfertigung erfahre.

Das amtliche Protokoll dieser Handlung hat folgenden Wortlaut:

„Am 23. März 1945 beauftragte die amerikanische Regierung in Deutschland, vertreten durch Herrn Oberstleutnant Kelly, die folgenden Herren

Heinrich Wahlster, Fabrikbesitzer,  
Heinrich Detjen, Geschäftsführer,  
Richard Neu, Kaufmann,

die neue Stadtverwaltung der Stadt Saarbrücken zu bilden.

Am 24. März 1945, 3.00 Uhr nachmittags, wurde die neuerrichtete Stadtverwaltung der amerikanischen Militärregierung durch den inzwischen zum Oberbürgermeister ernannten Herrn Wahlster vorgestellt, worauf die Mitglieder in ihr Amt eingeführt und auf ihre zukünftigen Aufgaben verpflichtet wurden.

Anwesend waren die Herren Heinrich Wahlster, Oberbürgermeister, Heinrich Detjen, Bürgermeister, Richard Neu, Beigeordneter. Die Verwaltungsarbeit wurde folgendermaßen verteilt:

Bürgermeister Heinrich Detjen  
Leiter der Bauabteilung

Beigeordneter Richard Neu

Leiter folgender Ämter:

Hauptamt      Personalamt

Standesamt      Schulamt

Stadtbibliothek, Polizei und Finanzen



Dienststellenleiter Herrmann, Wohnungsamt  
 Dienststellenleiter Korn, Gesundheitsamt  
 Dienststellenleiter Feller, Bauabteilung  
 Dienststellenleiter Meyer, Instandsetzungsamt  
 Dienststellenleiter Treib, Bauabteilung (Kanalbau)  
 Dienststellenleiter Dr. Braun, Versorgungsamt  
 Dienststellenleiter Ing. Braun, Stadtwerke

Der Oberbürgermeister drückte Herrn Oberstleutnant Kelly seinen Dank für das der Stadtverwaltung erwiesene Vertrauen aus, worauf diese Einführungssitzung geschlossen wurde.

gez.: Louis G. Kelly  
 Oberstleutnant und Kommandant“

Die einzelnen städtischen Dienststellen werden in nachstehenden Räumen des Rathauses untergebracht:

|                                                       |        |             |
|-------------------------------------------------------|--------|-------------|
| 1. Oberbürgermeister                                  | Zimmer | 127         |
| 2. Bürgermeister                                      | Zimmer | 137         |
| 3. Beigeordneter                                      | Zimmer | 131         |
| 4. Meldung von Wehrmachts- und Volkssturmmangehörigen | Zimmer | 129         |
| 5. Gesundheitsamt                                     | Zimmer | 149         |
| 6. Standesamt und Meldestelle                         | Zimmer | 134         |
| 7. Hochbauamt und Instandsetzungsamt                  | Zimmer | 141—143—146 |
| 8. Wohlfahrtsamt, Wohnungsamt                         | Zimmer | 148—150     |
| 9. Tiefbauamt                                         | Zimmer | 142—145—147 |
| 10. Ausweise und Arbeitsvermittlung                   | Zimmer | 132         |
| 11. Ernährungs- und Wirtschaftsamt                    | Zimmer | 128—130—133 |
| 12. Stadtwerke                                        | Zimmer | 152         |
| 13. Polizei                                           | Zimmer | 8           |

Es bleibt den Amtsvorständen und ihren Mitarbeitern überlassen, ob und wie sie mit den räumlichen Verhältnissen fertig werden. Das Rathaus ähnelt nämlich in dieser Zeit fast einem Ameisennest, in das der Ameisenbär seinen Rüssel gesteckt hat.

Der frühere Hausmeister der Friedrich-List-Schule, Herr Leo Entsch, stellt sich dem Rathaus freiwillig als Hauswart zur Verfügung. Er übernimmt damit ein Amt, um das ihn in den kommenden Wochen niemand beneiden wird.

Ja, wie sieht das alte und schöne Rathaus auch aus. Bomben und Artilleriegeschosse haben es in der nahen Vergangenheit nicht geschont. Türen und Fenster sind zu einem großen Teil zerstört. Die langen Gänge mit Glasscherben, Sand, Unrat und einer Unmenge „fliegender“ Akten übersät. Schränke und Schreibtische sind durchwühlt und lassen sich nur noch in den seltensten Fällen abschließen. Was bei der Räumung dieser „Behördenburg“ nicht des Mitnehmens wert war, liegt nun verstaubt und verdreckt in den Räumen herum. Auf dem Dach klaffen riesige Löcher, durch die der Regen ungehindert Einlaß findet. Die Heizung funktioniert nicht. Das trifft auch für die Wasserversorgung zu. Die Klosettanlagen sind verstopft und laufen über. Nur mit einer Gasmaske und Gummistiefeln ist es möglich, sie aufzusuchen.

Daß der Hausmeister in diesem Chaos nicht ertrinkt, darüber kann man sich nur wundern. Es gibt in dieser Zeit im ganzen Rathaus niemand, der mehr in Anspruch genommen wird als Herr Entsch. Er ist einfach das

Mädchen für alles. Nach ihm schreit man von allen Etagen und aus sämtlichen Amtsstuben.

Viele Wünsche, die man an den Hausmeister heranträgt, sind allerdings von diesem allein nicht zu erfüllen. Wo soll er zum Beispiel die Fensterscheiben herholen, die Sergeant Miller — Angehöriger der Militärregierung — für sein Büro dringend verlangt? Was heißt hier dringend? Man stellt dem geplagten Mann einfach ein Ultimatum: bis dann und dann und um die Uhrzeit hat das Bürofenster verglast zu sein. Basta! Das Glas muß also her. Wie — das spielt keine Rolle.

Da muß also der Oberbürgermeister einspringen und versuchen, über seine Bau- oder eine andere Abteilung an das benötigte Glas heranzukommen. Über solche Dinge muß sich das Oberhaupt der Stadt Saarbrücken den Kopf zerbrechen. An ihm bleibt es schließlich auch hängen, wenn US-Officer Watson nicht auf die Minute pünktlich die angeforderten blau-seidenen Steppdecken bekommt.

Woher der Oberbürgermeister oder seine Untergebenen alle diese Dinge nehmen sollen, das interessiert die Herren der Militärregierung in keiner Weise. Sie fordern nur an, alles andere ist die Sache der Stadtverwaltung. Nicht umsonst hat man schließlich dieser gegenüber das Versprechen abgegeben, dafür Sorge zu tragen, daß von Seiten der Truppen nicht geplündert wird. Also hat die Verwaltung auch die Pflicht, sich ihrerseits nun tatkräftig einzusetzen, damit den Belangen der Besatzung in allem entsprochen wird.

Die Saarbrücker Geschäfte aber sind ausgebombt oder ausgeräumt. Aus ihnen ist kaum noch etwas herauszuholen. Und dann darf man nicht vergessen, daß der Stadtsäckel leer und der neuen Verwaltung kein roter Heller zur Verfügung steht. Ihre Konten liegen irgendwo in Deutschland und solange der Krieg nicht zu Ende ist, bietet sich auch keine Möglichkeit, von ihnen nur eine einzige Reichsmark locker zu machen.

Ein Meter Gardinenstoff — hunderte werden jedoch verlangt — ist bereits ein großes Problem. Und solchen Problemen sieht sich die Stadtverwaltung täglich in rauen Mengen gegenüber. Einmal ist es eine neue Tapete, vielleicht sogar mit einem ausgefallenen, seltenen Muster, die irgendein Besatzungsangehöriger an die Wände seiner Saarbrücker Wohnung geklebt haben will, dann ist es ein Eisschrank, der gewünscht wird und daher auch schnellstens besorgt werden muß, oder ein Radio — oder Möbel — oder Teppiche — oder — oder — oder!

Allen diesen Forderungen muß entsprochen werden, wenn man es nicht darauf ankommen lassen will, daß die Besatzungsmacht sich ihre Wünsche selbst erfüllt und die Wohnungstüren der Bürger gewaltsam öffnet. Letzten Endes ist noch Krieg und die Gesetze eines solchen fragen bekanntlich nicht viel nach Recht oder Unrecht.

Es ist also in den ersten Wochen nach der Besetzung keine ungetrübte Freude, Beamter, Angestellter, ja sogar Arbeiter bei der Stadtverwaltung Saarbrücken zu sein.

Zwei Männer sind es — die Geschichte der Stadt wird sie nie übergehen können — die in dieser schweren Zeit die Kraft ihrer ganzen Persönlichkeit einsetzen, um die Not Saarbrückens auf ein Mindestmaß herabzudrücken: der Amerikaner Louis G. Kelly und Oberbürgermeister Heinrich Wahlster. Der erste öffentliche Anschlag an den Hausmauern in den Straßen Saarbrückens ist von diesem aufrechten und sich für die Belange seiner Stadt nunmehr unermüdlich einsetzenden Manne unterschrieben hat folgenden Wortlaut:

## „Bekanntmachung

Die Stadtverwaltung Saarbrücken hat mit Genehmigung der Militärregierung ihre Tätigkeit wieder aufgenommen und den Unterzeichneten mit der Wahrung der Geschäfte beauftragt. Sie hat sich der vorgenannten Militärregierung gegenüber verpflichtet, für Ruhe und Ordnung zu sorgen. In diesem Zusammenhang werden vorerst nachstehende Bestimmungen erlassen:

1. Alle ortsanwesenden Personen über 14 Jahren haben sich zur Erfassung im Rathaus, Zimmer 125, wie folgt zu melden:  
BUCHSTABEN      A bis G    am 4. 4. 1945      O bis T    am 6. 4. 1945  
                         H bis N    am 5. 4. 1945      U bis Z    am 7. 4. 1945
2. Die Erfassung bildet die Grundlage für die Ausstellung der Personalausweise sowie für die Verpflegung und den Arbeitseinsatz.
3. Wer dieser Meldepflicht nicht nachkommt, muß erwarten, daß er von der Gemeinschaftsverpflegung ausgeschlossen wird. Jeder Zuzug nach Saarbrücken ist nur mit Genehmigung der Stadtverwaltung gestattet. Hierunter fällt auch die Rückwanderung solcher Personen, die früher in Saarbrücken gewohnt haben. Anträge auf Zuzugsgenehmigung nimmt das städt. Wohnungsfürsorgeamt im Rathaus, Zimmer 150, entgegen, das dann nach Prüfung der vorhandenen Wohnmöglichkeit entscheiden wird.  
  
Wer ohne Genehmigung zuzieht, muß gewärtig sein, daß er bei der Verpflegung nicht berücksichtigt wird und die weiteren Folgen seiner Handlung selbst zu tragen hat.
4. Geschäftseröffnungen des Klein- und Großhandels sowie die Wiedereingangsbringung von Betrieben jeglicher Art ist genehmigungspflichtig.
5. Im Interesse des Wiederaufbaues unserer Heimat muß erwartet werden, daß vorerst nur solche Personen die Zuzugsgenehmigung beantragen, die in der Lage sind, Aufbauarbeiten zu leisten.

## EINWOHNER VON SAARBRÜCKEN!

Wenn neues Leben, Sicherheit und Ordnung wieder in unsere Stadt einkehren soll, dann muß jeder mithelfen, denn unsere Parole für die Zukunft wird heißen:

## ARBEIT UND WIEDER ARBEIT!

Saarbrücken, den 31. März 1945

Der Oberbürgermeister  
Wahlster“

Louis G. Kelly besticht immer wieder durch seine menschlichen Qualitäten. Wo es ihm gelingt, der Saarbrücker Bevölkerung unnötiges Leid zu ersparen, ist er stets dazu bereit. Ihm ist es auch letztlich zu verdanken, daß das Verhältnis zwischen Militärregierung und Stadtverwaltung in den Verhältnissen entsprechend gutes bleibt. Natürlich ist auch er nicht allmächtig, kann auch er nicht immer verhindern, daß sich hin und wieder Offiziere und Soldaten polternd als die Sieger aufspielen, sich unschöne Übergriffe erlauben und ihr Mütchen an den „Germans“ auslassen.

Heinrich Wahlsters Verdienste um das Wohl der Stadt entspringen in keinem Fall politischen Ambitionen, sondern erwachsen aus der Kraft, die ihm seine lautere demokratische Gesinnung, die Liebe zu seiner Heimatstadt und die Sorge um die Existenz ihrer Bürger geben.

(23)

Die ersten Arbeiten der neuen Saarbrücker Stadtverwaltung werden naturgemäß von den gegebenen Verhältnissen der Zeit bestimmt. Der Krieg ist ja noch immer nicht zu Ende. Die Belange des alliierten Militärs sind daher vordringlich zu behandeln. Zahlreiche Truppeneinheiten passieren die Stadt oder nehmen in ihr Quartier.

Neben den vielen Ansprüchen, die diese stellen und für deren exakte Erfüllung die Stadtverwaltung in jedem Falle haftbar gemacht wird, stehen in erster Linie die Sicherstellung der Strom- und Wasserversorgung und die Beseitigung der Panzersperren.

Alle diese Pflichten werden aber durch mißliche Umstände erschwert. Telefone stehen keine zur Verfügung und es fehlt auch an Fahrzeugen, mit denen man an die einzelnen oft weit auseinanderliegenden Aufgabenorte gelangen könnte. Verantwortliche Beamte sind daher stundenlang nicht im Rathaus anzutreffen. Und aus dieser Tatsache entstehen oft die heikelsten Situationen.

Oberbürgermeister, Beigeordnete und Amtsvorstände ziehen aus diesem Grund sehr oft vor, die Nächte im Rathaus statt zuhause in ihrem Bett zu verbringen.

Oberingenieur Braun leistet in dieser Zeit wertvollste Arbeit. Ohne seine fachliche und tatkräftige Mithilfe würde es noch Wochen dauern, ehe die Frage der Strom- und Wasserversorgung gelöst werden könnte. Selbst die Spezialisten der amerikanischen Truppe sind hier mit ihrem Latein am Ende. Die Pläne des Saarbrücker Strom-, Wasser- und Kanalnetzes und dazu noch unentbehrliche Maschinenteile sind bei der Räumung der Stadt mit über den Rhein genommen worden.

Und hier — im Zusammenhang mit den ersten Arbeiten der Stadtwerke — erweist sich nun die Zerstörung der Saar-Brücken als ein unerhört großes Übel.

Die links der Saar gelegenen Stadtteile befinden sich in der Hand französischer Truppen. Ihre Kommandostellen haben sich im früheren Finanzamt niedergelassen.

Diesen Umstand machen sich beutegierige Menschen aus dem nahen Lothringen zu Nutze und kommen mit allen möglichen und unmöglichen Fahrzeugen nach Alt-Saarbrücken gebräut. Hier laden sie ungeniert alles auf, was ihnen zusagt, um wieder in Richtung Grenze zu verschwinden. Und da niemand da ist — die wenigen in Alt-Saarbrücken lebenden Zivilisten wagen nicht einzuschreiten —, der diese Handlungen unterbindet, käme es sicher bald zu einem „Total-Ausverkauf“ dieses Stadtteils, wenn nicht die Stadtverwaltung sich energisch einschalten würde.

Ihr wird nämlich gemeldet, daß auch aus den Stadtwerken Einrichtungsgegenstände und Materialien abtransportiert werden. Diese müssen aber unbedingt erhalten bleiben, sollen — wie von der Militärregierung verlangt — die für die Stadt lebensnotwendigen Reparaturen ausgeführt werden. Nachdem Behördenangestellte, die dem „billigen Einkauf“ pflichtgemäß Einhalt gebieten wollen, verprügelt und mit Totschlag bedroht worden sind, wird Oberst Kelly um sofortige Hilfe angegangen.

Die Militärpolizei und ihr Officer T. W. Harris haben von dieser Stunde an alle Hände voll zu tun. Sie können zwar die Diebereien in Alt-Saarbrücken nicht ganz unterbinden, sorgen aber dafür, daß sie nicht überhand nehmen.

In den letzten Märztagen ist die Bevölkerung Saarbrückens bereits auf 6 000 Menschen angestiegen.

Zu dieser Zeit verfügt die Stadtverwaltung über zehn Polizeibeamte. Diese Männer verdienen vollste Anerkennung für die Arbeit, die sie Tag und Nacht unter dem Einsatz ihres Lebens vollbringen. Sie dürfen weder eine Uniform noch irgendeine Bewaffnung tragen. Eine Armbinde mit der Aufschrift „Police“ ersetzt erstere und ein Spazierstock die Pistole oder den Gummiknüppel.

Höhere Dienstgrade gibt es unter diesen zehn Polizisten noch nicht. Die Amerikaner wollen vorerst nichts davon wissen. Sie sehen in den Ausweisen der sich bewerbenden ehemaligen höheren Polizeibeamten immer nur die faksimilierte Unterschrift Himmlers und lehnen ab. Der Name Himmler wirkt auf sie wie ein rotes Tuch und nur ausdauernde Verhandlungen mit ihnen verhindern es, daß man die mühsam zusammengebrachten zehn Polizisten nicht hinter Stacheldraht setzt.

Die Amerikaner lassen sich davon überzeugen, daß eine gute und einsatzfähige Polizei unbedingt notwendig ist. Denn immer zahlreicher werden die Hilferufe, die aus der Bevölkerung an das Ohr der Stadtverwaltung dringen.

Diese Hilferufe haben vielerlei Ursachen. Eine davon sind die nun frei in der Stadt lebenden Kriegsgefangenen und Zivilarbeiter.

Was die französischen Kriegsgefangenen und Arbeiter betrifft, so geben diese kaum einen Grund zur Klage. Sie stehen unter der Aufsicht einiger Offiziere und werden auf dem Theatervorplatz zum Abtransport in ihre Heimat zusammengefaßt. Die ihnen in Saarbrücken zuteil gewordene gute Behandlung macht sich nunmehr bezahlt. Obwohl die meisten von ihnen schlechtes Schuhwerk und zerrissene Kleider tragen, lehnen sie es ab, sich an einer ihnen gestatteten Plünderung der Häuser zu beteiligen. Mit keinem Koffer, mit keinem Gepäckstück demonstrieren sie irgendwelchen Besitz. Sie lagern um das Theater herum und warten, bis die amerikanischen Pioniere den letzten Hammerschlag an der „Alten Brücke“ tun. Dieser Übergang über die Saar wird notdürftig ausgebessert und dient der Passage von Panzern, Lastwagen und Truppen. Für den zivilen Verkehr ist er jedoch gesperrt.

Auf der St. Johanner Seite stehen amerikanische Posten, während französische Soldaten das Brückenende in Alt-Saarbrücken bewachen.

Dazwischen, in der bekannten Brückenausbuchtung, sitzt der alte Kaiser Wilhelm hoch zu Ross und schaut interessenlos dem verwirrenden Treiben zu seinen Füßen zu. Dieses Reiterstandbild hat den Glockensturm, die Bomben und auch die spätere Sprengung der Brücken überstanden.

Wie gesagt, die französischen Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter machen der Stadtverwaltung die wenigsten Sorgen. Die nun befreiten Söhne Frankreichs benehmen sich im großen und ganzen — Ausnahmen gibt es natürlich auch hier — diszipliniert und ruhig.

Diese Ruhe und diese Diszipliniertheit fehlt leider den meisten Menschen, die der Krieg aus dem Osten Europas nach Saarbrücken gespült hat.

Plötzlich sind sie da: Russen, Polen, Tschechen und welcher Nationalität sie sonst noch angehören mögen. Tausende von ihnen überfluten die Stadt.

Ihre ursprüngliche Absicht, das bisher von den alliierten Truppen besiegte und besetzte, hungernde und daher recht ungastliche Deutschland in Richtung Frankreich zu verlassen, wird vereitelt. Der selbst mit großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten kämpfende Bundesgenosse lehnt energisch eine solche Invasion ab. Und da diese aus dem Osten stammenden Kriegsgefangenen und Zivilarbeiter von einer Repatriierung in die Heimat nicht viel halten, stauen sich ihre Massen also in Saarbrücken. Diese fast immer noch menschenleere Stadt bietet ihnen vorzügliches Asyl. Freistehende Wohnungen sind noch genügend vorhanden.

Und das Straßenbild Saarbrückens erhält in diesen Tagen ein recht buntes und bisher nie gekanntes Gepräge.

Vor allen Dingen kleiden sich die Männer und Frauen aus den weiten Steppen Rußlands, die während ihres Zwangsaufenthaltes in Deutschland fast nur in erbärmlichen Lumpen leben mußten, erst einmal ein. Alles was sie in den leerstehenden Wohnungen an Kleidungsstücken finden, eignen sie sich an.

In Saarbrücken wimmelt es plötzlich von Zylinderhüten und feierlichen Hochzeitsfräcken. Zu ihnen gesellen sich Stroh Hüte und Karnevalskostüme. Und nicht selten begegnen einem Gestalten auf der Straße, die mit einem Schlafanzug bekleidet sich von der Frühlingssonne bescheinen lassen.

Zu dieser Maskerade jedoch gesellt sich der Alkohol. Immer wieder stöbern diese geschlagenen, entwurzelten und heimatlosen Menschen Branntwein- oder Weinvorräte auf. Und dann werden sie zu einer großen Gefahr. Johlend und brüllend geben sie ihre Vorstellungen in der Stadt. Die amerikanischen Soldaten ergötzen sich mit Wohlgefallen an dieser berausenden Ausgelassenheit ihrer Bundesgenossen und da auch sie der Meinung sind, daß man die Feste feiern soll wie sie fallen, lassen auch sie die Fünf eine gerade Zahl sein und feiern tüchtig mit.

Im Verlauf dieser „Festlichkeiten“ kommt es allerdings in stets wachsendem Ausmaße zu Tätlichkeiten gegenüber der Zivilbevölkerung.

Die Polizeiwache im Rathaus füllt sich immer häufiger mit hilfesuchenden Menschen, meistens Frauen, die von den herumstreifenden Ostarbeitern belästigt wurden. Hier hat man eine Familie einfach aus ihrer Wohnung vertrieben und dort einer anderen alles gestohlen, was nicht niet- und nagelfest war. Wer Widerstand leistet und sich den Wünschen nicht gefügig zeigt, wird verprügelt und mit dem Tode bedroht.

Die amerikanische Militärregierung, bei der die Stadtverwaltung dieser unhaltbaren Vorfälle wegen immer wieder protestiert, weigert sich konstant, gegen ihre marodierenden „Verbündeten“ etwas zu unternehmen. Man vergleicht diese Vorfälle einfach mit den Schandtaten Hitlers und stellt sie als Lapalien hin. Man merkt es Louis G. Kelly an, daß er auf höheren Befehl handelt, der jedes gewaltsame Einschreiten gegen Angehörige verbündeter Nationen verbietet. Als letzter und billiger Trost muß auch er auf die stadteigene Polizei verweisen, von der man glaubt, daß sie sich nicht genügend Respekt verschaffen könne.

Nun gut, man wird also weiter versuchen, mit den zehn Ordnungshütern die Ruhe in der Stadt aufrecht zu erhalten.

In den kommenden Tagen spielen sich daraufhin die reinsten Straßenschlachten ab, bei der die Stadtpolizei in der Regel den Kampf abbrechen muß, wenn sie nicht aufgerieben werden will, und erst dann gerettet ist, wenn der schützende Banngürtel des Rathauses sie aufnimmt. Hier stehen amerikanische Posten, die den nachrückenden Horden — oft hunderte Russen — Einhalt gebieten.



Aber immer wieder werden die Polizisten aufs Neue zu Hilfe gerufen. Mal schlagen sie sich am Kieselhumes mit einem randalierenden Ostarbeitertrupp herum, um wenig später schon am Bahnhof helfend einzuspringen. Es gibt nur selten eine Ruhepause für dieses „Überfallkommando zu Fuß“. Wenn es wirklich einmal vorkommt, daß es nirgendwo „brennt“, dann fallen diese Männer müde und zerrissen, zerschlagen und verbeult im Rathaus auf die Pritschen.

Zehn knüppelschwingende Polizisten unter ihren beiden Chefs — Politz und Licht — stellen also in diesen Tagen die Saarbrücker „Staatsgewalt“ dar.

Trotz den vielen und restlosen Einsatz verlangenden Bemühungen dieser Männer, wird die Lage in der Stadt täglich ungemütlicher und drohender. Immer neue Russenhorden tauchen auf. Und plötzlich sind sie sogar bewaffnet. Ein Bürger, der ihnen zwischen den Ruinen als Alleingänger in die Hände fällt, wird restlos ausgeplündert. Heimkehrenden Einwohnern, die hunderte von Kilometern ein kleines Wägelchen mit ihrem einzigen Hab und Gut vor sich herschieben, wird alles abgenommen. Kein alliierter Soldat, der Zeuge eines solchen Treibens ist, greift ein, auch dann nicht, wenn das Opfer ihn um Hilfe anfleht.

Raub, Mord, Totschlag und die ersten Vergewaltigungen werden gemeldet, Irgendwas muß geschehen. Die Stadtverwaltung unternimmt erneut einen Protestschritt bei der Militärregierung. Sie droht sogar mit ihrem Rücktritt. Durch den schon sprichwörtlich gewordenen „Russenschreck“ beginnen die Dienststellen im Rathaus, mit deren Ausbau man gerade begonnen hat, zu verweisen. Kein Mensch wagt sich fast mehr auf die Straße und noch viel weniger in der Frühe zum Dienst oder am Spätabend nach Hause zu gehen.

Auch das Haus des Oberbürgermeisters ist des öfteren von Russen und Polen umlagert. Herr Wahlster kann sein Anwesen nur noch unter dem Schutz der Militärpolizei verlassen oder es betreten.

Immer wieder wird mit Oberst Kelly verhandelt. Dieser sieht schließlich auch ein, daß es wie bisher nicht weitergehen kann. Die weitere Existenz der Stadt steht auf dem Spiel. Mit einem Spazierstock kann man daran nicht das geringste ändern.

Dies wird auch in einem für die augenblickliche Situation sehr offenen Schreiben an den Chef der Militärregierung, das die Stadtverwaltung nach längeren Beratungen zu entwerfen beschließt, ausgesprochen:

„Stadtverwaltung Saarbrücken

Saarbrücken, den 3. 4. 1945

An die

Militärregierung für Deutschland  
z. Hd. des Herrn Oberst Kelly  
S a a r b r ü c k e n

Sehr geehrter Herr Oberst!

Die Stadtverwaltung Saarbrücken hat gegenüber der Militärregierung die Pflicht übernommen, im Einvernehmen mit der Militärregierung, die Wiederbesiedlung der Stadt vorzunehmen. Eine ihrer wichtigsten Arbeiten hierbei ist, nicht nur für Ruhe und Ordnung zu sorgen, sondern auch dafür, daß die Bevölkerung friedlich der Arbeit nachgehen kann. Da es der Wunsch der Stadtverwaltung ist, mit der Militärregierung in engster Fühlungnahme zu arbeiten, so ist es notwendig, auch über die Dinge, die uns die Arbeit erschweren, offen zu sprechen.

Aus diesem Grunde gestattet sich die Stadtverwaltung, der Militärregierung, die in Saarbrücken amtiert, folgendes vorzutragen:

Der Deutsche Rundfunk hat gestern die Einrichtung einer zivilen Kampf-bewegung in den besetzten West- und Ostgebieten, sowie eine Proklamation dieser Bewegung und einen Aufruf an die Bevölkerung dieser Gebiete, bekanntgegeben.

In diesem Aufruf wird die Bevölkerung aufgefordert, der Bewegung beizutreten; andererseits werden die ‚Verräter‘, welche sich zu einer Zusammenarbeit mit dem angeblichen Feinde bereitgefunden haben, mit dem Tode bedroht.

Wenn auch die Stadtverwaltung dieser Proklamation nicht den Wert beimißt, wie er von unseren Gegnern erwünscht ist, so erblicken wir immerhin hierin eine Gefahr, die uns die Erreichung der Ziele erschwert, die wir uns gesteckt haben.

Es ist uns nicht bekannt, ob die Militärregierung weiß, mit welchen Schwierigkeiten die Bevölkerung zu kämpfen hatte, um in dieser Stadt zurückbleiben zu können. Es gibt Einzelpersonen und Familien, die fast 5 Monate hindurch in Verstecken kümmerlich lebten, um sich der Evakuierung durch die Nazi-Behörden zu entziehen.

Diese Leute waren nicht nur Gegner des nationalsozialistischen Systems, sie sahen in der Besetzung auch ihre Befreiung. Viele sind darunter, die wegen ihrer antinazistischen Einstellung Freiheitsstrafen erhielten und Jahre hindurch bedrückt waren.

Der Stadtverwaltung und all diesen Leuten ist die Proklamation des Obersten Befehlshabers Eisenhower und der Herren Roosevelt und Churchill bekannt, zu deren Erklärungen wir und sie vollstes Vertrauen hatten. Wir alle wissen, daß in den von den Nazis besetzten Ländern Dinge geschehen sind, die wir und auch große Teile des deutschen Volkes nicht billigten. Es ist uns aber auch klar, daß solche Geschehnisse bei einem demokratischen Staatsgebilde weder geduldet noch vorgekommen wären. Viele von uns kennen ihr Land und seine demokratischen Gesetzgebungen, die wohl, wie nirgends sonst in der Welt, das Eigentum schützen und die Frauen-ehre verteidigen.

Die Bevölkerung ist nun über das Verhalten der amerikanischen und französischen Soldaten verbittert und enttäuscht, da die von diesen begangenen Handlungen im krassen Widerspruch zu den Proklamationen stehen, die der Oberste Befehlshaber Eisenhower über den Rundfunk verbreitet hat und noch verbreitet. Wenn sich Fälle weiter ereignen, wonach amerikanische Soldaten Frauen vergewaltigen, so ist zu befürchten, daß das Vertrauen in die Erklärungen der Herren Roosevelt und Churchill bezüglich eines demokratischen Weltaufbaues verloren gehen. In all diesen Handlungen sehen wir eine Gefahr und auch den Grund, weshalb der Deutsche Rundfunk versucht, störend in den Aufbau einzugreifen. Er versucht, diese Zwischenfälle, die sich zwischen der Besatzung und der Bevölkerung ereignen, für sich auszuwerten.

Die Fremdarbeiter, deren trauriges Los wir nicht verkennen, treiben sich nach wie vor plündernd in den Häusern der Stadt herum. Polizeistreifen (Militärpolizei d. V.) die diesem Tun Einhalt gebieten sollen, sehen interessenlos zu, ja, sie beteiligen sich selbst daran. Die Fälle, bei denen wehrlose Zivilisten auf der Straße und in den Wohnungen Wertgegenstände unter Androhung von Waffengewalt entrissen werden, häufen sich von Tag zu Tag.

Auch über der Saar, im Stadtteil Saarbrücken 1, sind bereits Plünderungen im Gange, die von Ostarbeitern und Franzosen ausgeübt werden. In

diesem Zusammenhang verweisen wir darauf, daß bei Fremdarbeitern bereits ansteckende Krankheiten ausgebrochen sind.

Durch die Anwesenheit französischer Truppen in der Stadt ergab sich ein anderer Mißstand, dessen Behebung gleichfalls im Interesse der Militärregierung liegen dürfte. Die von dieser Seite (der französischen d. V.) eingesetzten Polizei- und Militärstreifen erklärten vielfach die amerikanischen Ausweise der Militärregierung für ungültig, so daß bei der Bevölkerung berechtigte Zweifel entstanden sind, wer eigentlich hier am Platze die Befehlsgewalt ausübt. Wiederholt wurden Zivilisten durch französische Militärstreifen festgenommen, darunter auch solche Personen, die mit Ausweisen der amerikanischen Militärregierung versehen waren und dringliche Arbeiten an Wasser und Licht zu verrichten hatten. Andere wieder werden nicht aus ihren Wohnungen gelassen oder stundenlang von der französischen Militärregierung festgehalten. Selbst die städtische Polizei, die mit erkennbaren Armbinden versehen ist, wurde von französischen Militärstreifen festgenommen und bedroht.

Da diese Geschehnisse der Stadtverwaltung die Arbeit erschweren, wäre eine baldige Beseitigung dieser Zustände nur erwünscht, zumal in anderen besetzten Gebieten bereits Ruhe und Ordnung herrschen.

Die Frage der Fremdarbeiter ist in anderen Orten der Umgebung von Saarbrücken bereits so gelöst, daß dieselben nach dem Truppenübungsplatz Baumholder abtransportiert wurden.

Die die Stadtverwaltung laut genehmigten Aufrufs nun alle Vorkehrungen getroffen hat, um die Bevölkerung in ihre Heimat zurückzuführen, wäre es notwendig, daß die Militärregierung klare Richtlinien schafft, damit die Stadtverwaltung in der Lage ist, ebenso klar zu handeln. Die Stadtverwaltung ist der Ansicht, daß mit der Besiedlung aller Stadtteile viele der Gefahren behoben sind, die hier erörtert wurden.

Wir selbst haben wiederholt um Schutz unseres Lebens und Eigentums gebeten und können feststellen, daß Sie, Herr Oberst, den besten Willen in dieser Hinsicht bekundet haben. Wir glauben deshalb auch nicht, daß Sie in dem Ihnen anvertrauten Gebiet Vergewaltigungen, Brandschatzungen, Plünderungen, Raub und Diebstahl dulden, sondern uns helfen werden, einen demokratischen Staat zu bauen, in welchem die Menschenrechte zur Geltung kommen.

gez.: Wahlster, Oberbürgermeister“

Die Militärregierung „ringt“ sich nur zu dem Entschluß durch, der Saarbrücker Stadtpolizei 10 Karabiner und je zehn Schuß Munition zur Verfügung zu stellen. Die Bewaffnung — es ist wohl die erste einer deutschen Polizei nach dem Krieg — erfolgt zwischen dem 5. und 10. April. Ein Waffenschein wird von der Militärregierung ausgegeben.

Die Amerikaner haben nun zwar den Gebrauch einer Waffe gestattet — über jede fehlende Patrone muß wie auf einem preußischen Schießstand Rechenschaft abgelegt werden — aber sie wollen nicht die eventuell daraus entstehenden Folgen tragen. Diese bürden sie dem Schießbefehlerteilenden auf. Dies bedeutet, unter Umständen vor ein Kriegsgericht zu kommen, wenn nicht gar eine Auslieferung an die Russen erfolgt. Diese Gefahr nehmen die für Ruhe und Ordnung verantwortlichen Männer der Saarbrücker Stadtverwaltung auch noch in Kauf.

Bei den Russen, Polen, Tschechen usw. löst die Bewaffnung der Saarbrücker Polizei eine Panik aus. Sie sehen in ihr nicht zu Unrecht ein Mittel, das ihrem hemmungslosen Auftreten ein Ende bereiten kann. Und das dem so

ist, beweisen die Erfolge. In verschiedenen Straßenzügen der Stadt ist wieder Ruhe eingekehrt. Wo die Männer mit den Karabinern auftauchen, verschwinden die Russen.

Erstmalig leisten sie in der Trierer Straße Widerstand. Man ist gerade dabei, einige Zivilisten auszuplündern, als die Polizei erscheint. Sie lachen nur, als sie aufgefordert werden, die Straße zu räumen.

Die Ostarbeiter und ehemaligen Kriegsgefangenen fühlen sich der Situation gewachsen, denn auch sie sind bewaffnet. Sie rotten sich also zusammen und gehen gegen die Polizisten vor.

In diesem Augenblick passiert eine amerikanische Lastwagenkolonne den „Kampfplatz“. Zahlreiche Soldaten springen von den Wagen und ergreifen Partei für die Russen. Mit diesen vereint gehen sie zum Angriff über und entwaffnen die Saarbrücker „Streitmacht“. Der hierbei entstehende Tumult ruft die Militärpolizei auf den Plan, die nun ihrerseits die einheimischen Ordnungsleute wieder bewaffnet.

Dieser Vorfall wirbelt einigen Staub auf. Zwei Tage später zieht die Militärpolizei die Karabiner wieder ein. Oberst Kelly hat seine Machtbefugnisse anscheinend überschritten. Verärgert hört er sich die sofort wieder einsetzenden Klagen der Stadtverwaltung an.

Um deren Weiterarbeit zu garantieren, läßt er eine in vier Sprachen gehaltene Sicherheitsbescheinigung drucken, die die Verwaltungsangestellten bei sich tragen oder an ihre Wohnungstür heften können.

Wer aber kümmert sich schon um etwas Geschriebens, wenn nicht eine starke Faust unmißverständlich dazu auffordert. Die Russen jedenfalls haben in der Zwischenzeit Geschmack an ihrem abenteuerlichen Leben gefunden, machen weiter lange Finger, lassen sich mit Alkohol vollaufen und belästigen jeden, der ihnen in die Quere kommt.

Und dann kommt, was eines Tages ja einmal kommen mußte. Plötzlich wie aus heiterem Himmel, läßt die Militärregierung ihre baumlangen Kerls der Military Police in den Jubel und Trubel der randalierenden Russen plätzen. Oberst Kelly und seinen Mitarbeitern ist der solange strapazierte Geduldsfaden gerissen.

Die „Ostländer“ müssen sich, bis sie in ihre Heimat abtransportiert werden können, eine Internierung gefallen lassen. Das Gelände der ehemaligen Below-Kaserne eignet sich am besten dafür. „MP“, Soldaten und die Saarbrücker Polizei kämmen die einzelnen Stadtgebiete durch und treiben alle Männer und Frauen zusammen, die sich als Russen, Polen oder Tschechen zu erkennen geben oder als solche zu erkennen sind. Daß dies eine mehr als mühselige Arbeit ist, muß nicht erst erwähnt werden, denn der betreffende Personenkreis hat längst Wind von dieser Aktion bekommen. Die Suche nach ihnen wird bis in die Nacht hinein ausgedehnt. Die Straßen werden abgeriegelt und dann holen die Amerikaner die für die Internierung in Frage kommenden Menschen scharenweise aus den Betten.

Dieses Ereignis entbehrt nicht einer gewissen Tragik: die langersehnte Freiheit wandelt sich für die Männer und Frauen aus dem Osten nach wenigen Tagen wieder in eine Unfreiheit um. Die Below-Kaserne ist von amerikanischen Truppen umstellt, die zwar jeden hinein, aber niemand mehr heraus lassen.

An Protesten von Seiten der internierten Russen fehlt es nicht. Sie erinnern die draußen auf Wache stehenden GI's vergebens daran, daß die USA und die Sowjetunion doch verbündet sind.

Nachstehendes Schreiben zweier Russen gerät in die Hände der Saarbrücker Stadtverwaltung. Helfen allerdings kann man nicht. Diese Chance haben sich die Ostarbeiter durch ihr Benehmen verscherzt.

„An Herrn Kommandant von Saarbrücken.

Betrifft: Verhaftete russische Angehörige

Herr Serdukow und Hwaschenkow.

Zwei Monate haben wir uns versteckt gehalten im Wald und mit Ungeduld auf Amerikaner gewartet. Drei Jahre lang haben wir unter Nazi-Regierung Hunger, Not und Schläge erlitten und jetzt sitzen wir schon 5 Tage in Bunker als Verhaftete. Die Ernährung ist sehr schlecht, einmal am Tage 150 Gramm Brot und 1/2 Liter Suppe.

Wir wurden verhaftet, weil wir einen Deutschen geschlagen. Ich und Kamerad haben im betrunkenen Zustand fremdes Haus betreten und nur vom Deutschen Taschenuhr mitgenommen.

Wir sitzen also hier im Bunker von Außenwelt abgeschnitten wie Schwerverbrecher. Offizier, welcher uns festgenommen, zeigt sich nicht. War es nicht unser Recht einen Deutschen zu schlagen, wo sie Russen jahrelang geschlagen haben, bis diese tot waren.

Wir bitten Sie, Herr Kommandant, auf schnellstem Wege Untersuchungen einzuleiten und hoffen, daß Sie als Amerikaner verstehen uns besser.

Gezeichnet

Serdukow      Hwaschenkow.“

Als der Stadtverwaltung nun der erste Speisezettel von der Militärregierung vorgelegt wird, geht auch der ansonsten recht robuste Oberbürgermeister sichtlich in die Knie. Es handelt sich bei diesem „Speisezettel“ um die täglichen Verpflegungsrationen für etwa 10 000 Ausländer, die bei der großen Razzia festgenommen wurden. Es wird genau vorgeschrieben, was jeden Tag zu liefern ist. Von der Erfüllung dieser Lieferungen hängt es ab, ob die Amerikaner die internierten Massen weiter in Gewahrsam behalten oder ob sie sie eines Tages wieder auf die Stadt loslassen.

Davor graust es der Stadtverwaltung und sie unternimmt — nicht zuletzt zum Wohle der einheimischen Bürger — alle nur erdenklichen Schritte, um die angeforderte Verpflegung der Ostarbeiter und Kriegsgefangenen zu sichern.

Des Nachts und oft auch am hellen Tag rattern um die Below-Kaserne die Maschinengewehre der amerikanischen Posten. So ohne weiteres finden sich nämlich die Internierten nicht mit ihrem neuen Schicksal ab. Immer wieder machen einigen von ihnen Ausbruchsversuche. Manchen gelingt die Flucht. Diese tauchen dann wieder in der Stadt auf und gehen dort solange ihrem dunklen „Gewerbe“ nach, bis man sie erneut festnimmt.

Der eine oder andere muß allerdings die Flucht aus dem Kasernengelände mit dem Leben bezahlen. Die Amerikaner schießen nicht nur zum Scherz, ihre MG's sind scharf geladen. Und mancher Fremdarbeiter aus dem Osten findet so irgendwo im St. Johanner Stadtwald sein Grab.

Und dann gehört der „Russenschreck“ eines Tages der Vergangenheit an. Männer und Frauen aus den Ostgebieten Europas werden in ein großes Repatriierungslager in Deutschland abgeschoben. Bei der Abfahrt dieser Menschen, die dem Schicksal solange als Spielball seiner oft grausamen Launen dienen mußten, bereiten sich die anwesenden Ami's ein

Vergnügen, über das sie sich laut lachend und köstlich amüsieren. Man gestattet den Russen nicht, „ihre“ Gepäckstücke mit in die Zugabteilung zu nehmen. Für diesen Zweck hat man einige Güterwagen vorgesehen, die an die Personenwagen angehängt werden. Auf die Güterwagen wird alles verladen: Kinderwagen, Wanduhren, Bilder, Teppiche, Hausratsgegenstände aller Art — was der eine und andere sich „erworben“ hat und als Andenken an Saarbrücken in die ferne Heimat mitnehmen will.

Als der Zug anzieht und immer mehr an Fahrt gewinnt, bleiben die Güterwagen zurück. Man hat „vergessen“, sie anzukoppeln. Dieser Trick nutzt aber den Saarbrückern, denen all diese Dinge auf den Güterwagen rechtmäßig gehören, nichts. Nun werden sie als Beutegut betrachtet und verschwinden im Handumdrehen.

Mit dem Abtransport der ehemaligen russischen Kriegsgefangenen und ihrer zwangsverschleppten Kollegen und Kolleginnen, ist eine der großen Sorgen, die auf den Schultern der gesamten Stadt und der Bürgerschaft ruhen, gebannt.

(24)

Dr. Braun, ein Wirtschaftsspezialist, ist inzwischen mit seinem Mitarbeiterstab dabei, ein neues Rationierungssystem aufzubauen. Bevor dieses jedoch eingeführt werden kann, gilt es die Quellen zu ergründen, aus denen die hierzu benötigten Lebensmittel fließen sollen. In Saarbrücken selbst sind keine Reserven mehr vorhanden, auf die man zurückgreifen könnte. Das aber kümmert die Leute nicht, die in ihre Stadt heimkehren, sich auf dem Rathaus melden und es als eine Selbstverständlichkeit ansehen, daß man ihnen etwas zu beißen und nagen gibt.

Um der größten Not begegnen zu können, richtet die Stadtverwaltung zunächst im Paul-Marienstift, dann in der Polizei- und etwas später in der Dragonerkaserne Küchen ein, über die sich die gesamte Verpflegung der Zivilbevölkerung abwickelt.

Gegen Bezahlung werden Eßkarten ausgegeben. Der Besitzer einer solchen hat Anspruch auf ein warmes Mittagmahl und auf eine Kaltverpflegung in Form von Brot, Margarine, Marmelade, Wurst, Käse usw. Kleinstkinder erhalten Frisch- und Dosenmilch.

Dieser Küchenbetrieb — der übrigens die einzigen Bareinnahmen der Stadtverwaltung bringt — hätte sich kaum verwirklichen lassen, wenn sich der ehemalige Stabsarzt Dr. Korn mit einigen Getreuen nicht der Räumung des Verbandsplatzes widersetzt hätte.

Dieser Verbandsplatz in Bruch's Brauerei wurde ja — wie sicher noch bekannt — für den Fall einer längeren Verteidigung der Stadt errichtet und war in der Lage, einige Hundert Verwundete aufzunehmen. Die Verpflegung, die man dort aufgestapelt hatte, sollte für etwa drei Monate ausreichen. Dieses Lebensmittellager hat alle Stürme nach der Besetzung gut überstanden. Es wurde weder von den Amerikanern noch den plündernden Ausländern angetastet. Von den Fremdarbeitern und Kriegsgefangenen nur deshalb nicht, weil Dr. Korn und einige seiner Sanitäter — mit Duldung der Militärregierung — als Uniformierte auf dem Verbandsplatz geblieben sind. Die Russen machten sich jeweils eilends aus dem Staub, wenn sie die deutschen Uniformen erblickten. Vorbeikommende Amerikaner stutzten zwar etwas und brachten ihre MP in Anschlag, wenn sie auf einer Bank in der Sonne deutsche Landser sahen. Sie zogen aber sofort weiter, wurden sie auf das Rote Kreuz im weißen Feld aufmerksam.



Das recht umfangreiche Lebensmittellager des Verbandsplatzes ist nun in den Besitz der Stadtverwaltung übergegangen und bildet den Grundstein, den die Errichtung öffentlicher Volksküchen nun einmal braucht.

Jeder Bürger hat Anspruch darauf, aus dieser Küche versorgt zu werden.

\*

Mit der immer stärker einsetzenden Wiederbesiedlung der Stadt rückt die Frage eines Brückenüberganges über die Saar brennend in den Vordergrund. Die von den Amerikanern ausgebesserte „Alte Brücke“ bleibt auch weiterhin für den zivilen Verkehr gesperrt, obwohl nur noch — an dem Verkehr der ersten Tage gerechnet — wenige Panzer und Truppentransporte über sie rollen.

Es gibt aber immer wieder Fußgänger, die es an dieser Stelle versuchen, über das Wasser zu kommen und dann diesen Versuch — nicht immer, aber in den meisten Fällen — mit wenig erfreulichen Überraschungen büßen müssen.

Soldaten sind wohl in der ganzen Welt die gleiche Sorte Mensch. Schon zu Zeiten Napoleons, Lincolns und Wilhelms gab es gute und schlechte unter ihnen, übermütige und verdrehte. Daran hat sich bis heute nichts geändert. Und stehen sie irgendwo auf Posten, dann gibt es auch hier wiederum gute und weniger gute, freundliche und rabiate. Das ist es, was ein Zivilist, der gestern einen zuvorkommend grüßenden Posten passierte und der heute von einem andern einen Tritt in den Hintern erhält, nur allzu leicht vergißt.

Und dieses Regen- und Sonnenscheinpiel läßt sich auch an der „Alten Brücke“ beobachten.

Auf der einen Brückenseite stehen zwei Amerikaner Posten und vertreiben sich meistens die Zeit damit, daß sie nach leeren Dosen schießen, die sie in die Saar werfen.

Die andere Seite wird von Soldaten Frankreichs bewacht, denen wiederum ein anderer Ulk oder Unfug die Langeweile vertreiben muß.

Aber hüben und drüben hat man etwas gemeinsam: die Freude daran, den Kollegen auf der anderen Seite in irgendeiner Art eins auszuwischen.

Zum Leidwesen der Saarbrücker jedoch spielt sich diese meist harmlose Rivalität — aus der mit der Zeit ein regelrechter Sport wird — auf dem Kummer und Mißgeschicke gewohnten Rücken ihrer selbst ab.

Und das ist alles andere als angenehm.

Da steht zum Beispiel auf der St. Johanner Seite ein Ami, dem die Sonne des Wohlbollens gerade das Gemüt erhellt. Er bemerkt einen Zivilisten, der gerne über die „Alte Brücke“ möchte und bedeutet ihm, daß er passieren könne. Der Passant freut sich natürlich, spart er doch einen weiten Umweg, und macht sich eilends auf die Socken.

Und dann kommt die große Enttäuschung: der französische Posten schüttelt verneinend den Kopf und schickt den verdutzten Passanten via Amiseite zurück.

Genau so machen es aber auch die Amerikaner, wenn die französischen Soldaten sich gefällig erweisen und einen Saarbrücker über die Brücke lassen.

Dem geplagten Bürger bleibt dann nichts anderes übrig, als sich wieder auf die Stadtseite zurück zu begeben, von der er gekommen ist und die Saar entweder über den Schleusensteg zu überqueren oder die Malstatter Brückentrümmer als letzten Ausweg in Betracht zu ziehen.

Dieser Umweg ist aber noch lange nicht das schlimmste, das einem beim Versuch, die „Alte Brücke“ als Übergang zu benutzen, zustoßen kann. Immer wieder kommt es vor, daß der Posten, der so freundlich war und das Passieren der Brücke erlaubte, in dem Augenblick abgelöst wird, da man dem Bürger auf der anderen Seite den Durchgang verwehrt und ihn wieder zurückschickt. Der neue Posten aber glaubt nun, die „Rivalen“ von der gegenüberliegenden Seite hätten sich wieder mal eine „Freundlichkeit“ erlaubt und verwehren ihrerseits den Übergang. Und dann steht der Saarbrücker zwischen den unverbittlichen Worten „back“ und „retour“ und tut sich selber leid.

Zahlreich sind die Fälle, sie kommen fast täglich vor, daß irgendein St. Johanner oder Alt-Saarbrücker die ganze Nacht auf der Brücke verbringen muß, weil ihm hier und dort der Durchgang versagt wird. Am nächsten Morgen wird er dann wegen Sperrstundenüberschreitung festgenommen und in den Bunker eingeliefert.

Dieses wenig angenehme „Spiel“ der Posten auf beiden Seiten der „Alten Brücke“ zwingt die städtischen Behörden, endlich einen vernünftigen Ausweg zu schaffen. Irgendwo müssen ja die Saarbrücker eine Möglichkeit bekommen, die Saar zu überschreiten. Diese kann aber nur in dem Bau einer neuen Brücke bestehen. Die Wiederbesiedlung der Stadt entwickelt sich tagtäglich in einem größeren Ausmaß und bringt naturgemäß einen sich verstärkenden Verkehr zwischen den einzelnen Stadtteilen.

Der Bau eines neuen Saarübergangs wird bei der Militärregierung durchgesetzt und schließlich auch ausgeführt.

Zu Füßen des Ufa-Kinos wird von der St. Johanner auf die Alt-Saarbrücker Seite eine Notbrücke geschlagen. Kähne und Fässer dienen als schwimmende Unterlagen. Darüber nagelt man Bretter, läßt rechts und links ein Halteseil von Ufer zu Ufer laufen, und Saarbrücken hat seine erste Nachkriegsbrücke.

Um die Unkosten, die der Bau dieser „Brücke“ in den ohnehin recht mageren Stadtsäckel ein gehöriges Loch gerissen haben, wieder hereinzubekommen, wird ein Brückenzoll erhoben. Jeder, der also den schwankenden und schaukelnden Steg benutzen will, muß dafür bezahlen. Wer sich am Tage mehrmals von Alt-Saarbrücken und St. Johann — und umgekehrt — begeben muß, der läßt sich eine Brückenkarte ausstellen, die über einen längeren Zeitraum Gültigkeit hat.

Dieser behelfsmäßige Saarübergang und auch die in der Zwischenzeit vor der Paul-Marienbrücke in Betrieb genommene Fähre, sind nur ein Notbehelf. Sie können dem Bedarf in keiner Weise gerecht werden. Vor allem nicht, weil sie weder den Verkehr mit Fuhrwerken noch mit Autos zulassen.

Die zivilen Behörden bemühen sich daher unermüdlich, die „Amerikaner-Brücke“ auch für die Einwohnerschaft frei zu bekommen. Man beginnt damit, daß man in immer größerem Umfange Brückenpassierscheine für Beamte, Angestellte und Arbeiter anfordert. Mit diesem Trick gewöhnt man die Posten daran, daß auch „besiegte Zivilisten“ die Brücke benutzen dürfen.

(25)

Da sich in den Teilen Deutschlands, die von den alliierten Truppen besetzt werden, auch die Tore der vorhandenen Konzentrationslager öffnen, sieht es die Stadtverwaltung als Pflicht an, die politischen Häftlinge — soweit sie Bürger Saarbrückens sind — in die Heimat zurückzuholen.

Die ersten fahrbereiten Omnibusse, die man auftreiben kann, werden dazu eingesetzt. Die Fahrer erhalten den Auftrag, die inzwischen befreiten Lager abzufahren und sich noch dort aufhaltende Saarbrücker aufzuladen. Die wieder in die Stadt zurückkehrenden Konzentrationslagerhäftlinge verhalten sich — von einigen Ausnahmen abgesehen — sehr diszipliniert. Sie bleiben ruhig und anständig. Das ihnen in vielen Jahren zugefügte Leid macht sie nicht blind vor Haß. Die aufrichtige Achtung, die man ihnen von Seiten der Bevölkerung und auch der Behörden entgegenbringt, trägt zu dieser Haltung viel bei.

Die Stadtverwaltung läßt ihnen — im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten — eine gute Betreuung zukommen, kleidet sie vollkommen ein, überreicht eine Geldspende und ist bei der Beschaffung einer Wohnung behilflich.

Zu diesen Menschen, die dringend Anspruch auf eine fühlbare Hilfe haben, gesellen sich in immer größerem Maße die Landser, die es verstanden haben, der Gefangenschaft zu entgehen.

Ohne Papiere, d. h. ohne einen gültigen Entlassungsschein, besteht für sie nur eine geringe Aussicht, mehr als drei, vier Tage unbehelligt zu bleiben. Die Militärstreifen kassieren jeden Mann ein, der nicht gerade ohne Kopf daherkommt und der keine Papiere vorweisen kann, die bescheinigen, daß er entweder kein Soldat war oder, daß er ordnungsgemäß aus dem Gewahrsam der alliierten Truppen entlassen ist.

Oberbürgermeister Wahlster nimmt diesbezüglich Verhandlungen mit der amerikanischen Militärregierung auf und darf bald einen unerwarteten Erfolg verzeichnen.

Die Saarbrücker Stadtverwaltung wird offiziell beauftragt — auch das wird im übrigen Deutschland kaum der Fall sein — Entlassungen deutscher Heeresangehöriger vorzunehmen. Dieses Zugeständnis wird unter der Bedingung gemacht, daß sämtliche Offiziere festgehalten und dem CIC vorgeführt werden.

Vordrucke mit Stempel und Unterschriften der Militärregierung werden zur Verfügung gestellt.

Im Saarbrücker Rathaus werden aber auch Offiziere entlassen. Bevor sie überhaupt in Zimmer 129 erscheinen können, hat es ihnen irgendjemand gesteckt, daß sie bei der Angabe ihrer Personalien lediglich den Dienstgrad nach unten drücken müssen. Und das klappt denn auch. In den meisten Fällen.

Aber dann, eines Tages jedoch, ist — wie man so schön sagt — der Bart ab. Die Gründe hierfür sind niemals zu erfahren. Ob die Militärregierung auf höheren Befehl handelt oder ob es sich um einen kleinlichen Racheakt handelt — wie gesagt — niemand weiß das.

Plötzlich erscheinen Militärpolizei und Beamte des CIC und räumen den Flur vor Zimmer 129 leer. Etwa 50 vor dem Abfertigungsbüro wartende Männer werden trotz ihrer Proteste auf den Rathausvorplatz getrieben und in dort stehende Lastwagen verfrachtet. Unter den von dem Vorgehen der „MP“ völlig Überraschten befindet sich auch ein Prokurist der Brauerei Bruch. Dieser, ein Herr Scherer, ist aus dem Krankenhaus als ehemaliger Volkssturmmann entlassen worden und will sich an diesem Tage auf dem Rathaus seine Papiere besorgen. Von dieser „Besorgung“ kehrt er erst ein Jahr später zu seiner Frau zurück. In der Zwischenzeit hat er mit verschiedenen Gefangenenamps Bekanntschaft gemacht.

Der Stadtverwaltung aber werden nach dem Dazwischentreten der Militärpolizei und des CIC weitere Entlassungen untersagt. Wer sich nach dieser Zeit in Saarbrücken noch als Landser ohne Entlassungspapiere erwischen läßt, muß den wenig erfreulichen Weg in die Gefangenschaft antreten.

Aber — und das soll festgehalten werden — etwa 5000 Männer brauchen diesen Weg, dank der Initiative des Saarbrücker Oberbürgermeisters, nicht zu gehen.

Ein weiteres Kapitel, das nicht unerwähnt bleiben soll, nicht unerwähnt bleiben darf, ist der Aufbau der zivilen Gerichtsbarkeit.

Auch in den ersten Wochen nach dem Einzug der Amerikaner ist Saarbrücken keine Stadt, in der nur Unschuldengel wohnen. Es gibt halt Menschen, die mit den Gesetzen in Konflikt kommen. In Saarbrücken sind es vor allem die Schieber und Sperrstundenübertreter, die in den Schmollerbunker eingeliefert werden. Mit diesem „Einliefern“ verfährt die Militärpolizei recht großzügig, nicht aber mit einer raschen Aburteilung. Es kommt vor, daß „arme Sünder“ wochenlang warten müssen, ehe man sie laufen läßt oder ihnen eine Strafe aufbrummt. Manchmal glauben die Insassen des Bunkers, man habe sie vergessen.

Sie sollten aber nicht vergessen werden, nicht die harmlosen Gesetzesübertreter und noch viel weniger die wirklichen Gauner und Spitzbuben. Vor allem gilt es zu verhindern, daß diese und jene unter Militärgerichtsbarkeit fallen.

Also heißt es für die Verantwortlichen der Stadt Saarbrücken, ein ziviles Gericht und auch das städtische Gefängnis wieder aufzubauen.

Die Herrn Staatsanwälte Heiden und Ludes und der spätere Landgerichtsdirektor Immig, die frühzeitig und — was besonders zu betonen ist — freiwillig im Rathaus vorsprachen und ihre Mitarbeit anboten — tragen viel dazu bei, daß auch auf diesem Gebiet in Saarbrücken wieder einigermaßen akzeptable Verhältnisse geschaffen werden können.

\*

Es erweist sich in diesen ersten Tagen der Nachkriegszeit für Saarbrücken als ein großes Übel, daß in der entscheidenden Nacht vom 19. zum 20. März der frühere Kommandeur der Feuerschutzpolizei — Major Doelke — dem Räumungsbefehl zu sehr nachgekommen ist und sich mit seiner Mannschaft, den kostbaren Geräten und Fahrzeugen recht weit von Saarbrücken absetzte. Niemand hätte ihm etwas anhaben können, wäre er in der Nähe der Stadt verblieben. Dem Befehl — Saarbrücken zu räumen — wäre damit auch entsprochen worden. Übrigens, der Räumungsbescheid wurde in diesem Falle gegen den Willen der alten Stadtverwaltung ausgesprochen. Ein etwas weniger pflichteifriges Befehlserfüllen — es konnte sich ja in dieser Zeit nur noch um Stunden handeln, daß die Alliierten sich Saarbrückens bemächtigten — hätte der Stadt viele schwere Verluste erspart.

Im Zuge des „Russenschrecks“ ist es nämlich kurze Zeit später in Saarbrücken zur Mode geworden, daß die Plünderer bei ihren Raubzügen auch die von ihnen heimgesuchten Wohnungen in Brand stecken, wenn sie in diesem Spuren des Nazismus entdecken, Bilder von Hitler, Göring, Himmler usw. Diese Brandstiftungen verursachen weitere Gebäudeverluste in der ohnehin schon stark zerstörten Stadt.

Wenn es in diesen ersten Nachkriegstagen irgendwo brennt, dann brennt es eben, denn es stehen nur unzureichende, kaum nennenswerte Be-

kämpfungskräfte und auch -mittel zur Verfügung. In der Nauwieserschule gibt es zwar eine Feuerwache, die sich aus Angehörigen der ehemaligen freiwilligen Feuerwehr zusammensetzt und 12 Mann stark ist, aber diese ist nur in den seltensten Fällen in der Lage, wirkungsvoll einzugreifen. Die Leute der Wache tun, was sie können, sie setzen sich unerschrocken ein, aber die Unzulänglichkeit der ihnen zur Verfügung stehenden Hilfsmittel versagen bessere Erfolge. Mit zwei Tragkraftspritzen und etwa 3 000 Meter Schlauchmaterial, das städtische Fuhramt erweitert diese Ausrüstung durch einen Lkw und ein Dreirad, ist nur wenig gegen größere Brände auszurichten.

Die auf den „Rückmarsch“ gehetzten sieben Fahrzeuge der Saarbrücker Berufsfeuerwehr werden später in der Pfalz stark beschädigt und ausgeplündert aufgefunden. Die Rückgabe eines von „irgendjemand“ verkauften Fahrzeuges wird durch das Landesstraßenverkehrsamt Neustadt verweigert.

Die Versorgung der Bevölkerung Saarbrückens mit Fleisch wird von nur sehr geringen Vieheingängen getragen. Es läßt sich leicht ausrechnen, wie groß pro Kopf die Portionen sind, wenn man die Zahl der Schlachtungen kennt, die 1945 im städtischen Schlacht- und Viehhof durchgeführt werden. Zur Information des Lesers sei sie nachfolgend aufgeführt. Zum besseren Vergleich erscheinen daneben die Schlachtungen des Jahres 1938. Die Stückzahlen betragen:

| 1945 |                          | 1938   |
|------|--------------------------|--------|
| 53   | Ochsen                   | 2 614  |
| 48   | Bullen                   | 1 979  |
| 864  | Kühe                     | 5 140  |
| 120  | Rinder                   | 2 383  |
| 48   | Pferde                   | 14     |
| 130  | Kälber                   | 12 213 |
| 17   | Schweine                 | 38 357 |
| —    | Ferkel                   | 825    |
| 95   | Schafe                   | 2 222  |
| 2    | Ziegen/Zickel/<br>Lämmer | 606    |

Die Gesamtzahl der Schlachtungen beträgt also: 1945: 1377 und 1938: 66353.

Trotz großer Kriegsbeschädigungen wird die Arbeit auf dem Saarbrücker Schlachthof bereits wieder am 1. April 1945 aufgenommen, beschränkt sich aber vorerst auf Instandsetzungsarbeiten.

Auch der Saarbrücker Milhhof hat durch Einwirkungen des Krieges erhebliche Schäden erlitten und liegt, da die Kühlanlage erst im August wieder in Betrieb genommen werden kann, vorerst fast brach. Die Milch, die für die Versorgung der Kleinkinder bestimmt ist und die weite Transportwege zu überbrücken hat, ist häufig sauer, wenn sie in die Hände des Verbrauchers gelangt.

\*

Der städtische Nahverkehr, also die Gesellschaft für Straßenbahnen im Saartal, ist ebenfalls durch die Bombenabwürfe und den später einsetzen- den Artilleriebeschuß sehr stark in Mitleidenschaft gezogen worden. Beim Einzug der Amerikaner in die Stadt ist lediglich noch die Strecke von Jägersfreude bis Spiesen betriebsfähig. Alle anderen Linien und die Betriebsanlagen mit der Hauptwerkstätte in der Hohenzollernstraße sind

teilweise vollkommen zerstört. Der Wagenpark hat große Ausfälle zu verzeichnen. So sind von den ehemals im Besitz der Gesellschaft befindlichen 120 Triebwagen nur noch 89 und von den 166 Beiwagen nur noch 45 vorhanden. Ohne Schäden sind aber in dem noch zur Verfügung stehenden Wagenpark nur 5 Trieb- und die gleiche Anzahl Beiwagen geblieben.

Mit diesen fünf Zügen wird am 14. April 1945 die Strecke von Jägersfreude nach Spiesen wieder befahren. Etwa ein Monat darauf ist auch die Linie vom Rastpfuhl bis nach Heusweiler betriebsfähig und nach der Beseitigung der äußerst schweren Gleis- und Oberleitungsschäden in der Dudweilerlandstraße, wird im Sommer die Verbindung von Jägersfreude bis Stadtmitte Saarbrücken (Ufa) wieder hergestellt.

Der Omnibusbetrieb der Gesellschaft ist gänzlich zusammengebrochen, denn von den früher vorhandenen 35 Fahrzeugen hat nur ein Wagen die Wirren des Krieges überstanden.

\*

Die mit Beginn des Krieges eingeführten „beleuchtungslosen“ Nächte erhellen sich auch nach dem Einzug der alliierten Truppen nicht. Dies ist leider nicht möglich, denn selbstverständlich haben auch die Anlagen der Straßenbeleuchtung durch die kriegsbedingten Umstände gelitten. Was die Bomben nicht zerstörten, das ist in den Jahren der Verdunkelung, in denen keine Unterhaltungs- und Instandsetzungsarbeiten durchgeführt wurden, eben der Vernachlässigung zum Opfer gefallen. Die vor dem Krieg beleuchtete Straßenlänge von rund 120 km mit 2 900 Leuchten — davon 1 800 Gaslampen und 1 100 elektrische — können also nicht in Gebrauch genommen werden. Und letztlich auch aus dem Grund, weil die Stromversorgung erst wieder aufgebaut werden muß.

Damit die Beleuchtung vorerst aber wieder notdürftig in Betrieb genommen werden kann, ergehen an private Elektroinstallationsfirmen Aufträge, sich mit der Reparatur der Anlagen zu befassen. Und doch dauert es bis zum 1. Oktober 1945, ehe die Hauptverkehrsstraßen wieder beleuchtet werden können.

Ende des Jahres sind dann wieder 374 Lampen in Betrieb, die einer Straßenlänge von etwa 20 km in den Nächten Helligkeit spenden. Schwierigkeiten bei der Materialbeschaffung lassen auch in der folgenden Zeit einen rascheren Wiederaufbau der Beleuchtungsanlagen in der Stadt nicht zu.

## (26)

Die aus dem übrigen Deutschland so zahlreich gemeldeten Vergewaltigungen der Frauen durch Angehörige der alliierten Truppen — das traurige Kapitel darf die Chronik ebenfalls nicht verschweigen — finden auch in Saarbrücken — wenn auch minimale — Bestätigung. Daß sich in unserer Stadt diese Fälle nicht häufen, ist nicht das Verdienst des Zufalls, sondern zum größten Teil das des in diesen Dingen recht energisch einschreitenden Oberst Kelly. Dieser Mann hat auch hier vielen seiner Stadtkommandanten-Kollegen ein Beispiel dafür gegeben, wie man es bewerkstelligen kann, daß sich die Soldaten einer siegreichen Armee nicht wie wilde Horden benehmen.

Schon der erste Fall einer Vergewaltigung, an dem sich US-Soldaten beteiligten, läßt den Chef der Militärregierung rücksichtslos durchgreifen. Es handelt sich hier um die Frau eines Saarbrücker Polizeibeamten.

Spät abends werden die Eheleute XY durch lautes Klopfen an ihrer Wohnungstür aus dem Schlaf geweckt. Der Mann kleidet sich schnell notdürf-



tig an und öffnet die Tür. Vier uniformierte Gestalten, Maschinenpistolen in den Händen, stürzen sofort in die Wohnung. Zwei von ihnen zerren den Ehemann in die Küche und halten ihn dort fest, während die beiden anderen Eindringlinge sich in das Schlafzimmer begeben. Einer weiteren Schilderung der Begebenheit bedarf es wohl nicht. Als die vier Verbrecher — es gibt keine andere Titulierung für sie — die Wohnung wieder verlassen, schließen sie die Tür ab und nehmen den Schlüssel mit.

Der empörte Ehemann bricht die Tür auf, eilt zur Polizeiwache ins Rathaus und erstattet dort Bericht. Ein noch im Haus weilender Beigeordneter der Stadtverwaltung verständigt Leutnant Harris, den Chef der Militärpolizei. Dieser ist kurze Zeit später zur Stelle.

Der Ehemann der geschändeten Frau kann für die Ermittlung der Täter nur einen Hinweis geben: einer der Schurken war ein wahrer Riese, gut an die 2 Meter groß.

Dieser Fingerzeig aber genügt. Schon im dritten Truppenquartier — in der Villa Rexroth — das die „MP“ mit dem Tatzeugen in einem Jeep anfährt, führt zur Aufklärung des Falles. Als Täter entpuppen sich vier amerikanische Soldaten, die am nächsten Tag nach Japan in Marsch gesetzt werden sollen. Sie werden sofort in Haft genommen.

In dem Polizeibeamten aber, der während der Hitlerperiode aus dem Dienst entlassen war und erst wieder nach der Besetzung Saarbrückens eingestellt worden ist, bricht eine Welt zusammen. Ihm ist der Glaube an eine bessere, menschlichere Zukunft in dieser schrecklichen Nacht genommen worden.

Von französischen Soldaten sind solche Schandtaten — auch das muß gesagt werden — bis zu diesem Zeitpunkt in Saarbrücken nicht begangen worden.

Insgesamt werden der Stadtverwaltung etwa 30 Fälle von Vergewaltigungen gemeldet, die sich innerhalb des Stadtgebietes von Saarbrücken ereignen und deren Täter amerikanische Soldaten waren.

Nicht alle Fälle sind aber — den Angaben nach — als „stubenreine“ Vergewaltigungen anzusehen. Oft stellt sich heraus, daß eine solche geradezu provoziert worden ist, indem man den „Ami“ zu einem vergnüglichen Abend eingeladen hat. Diese „vergnügten“ Abende — der uniformierte Kavalier hat für das Essen und Trinken zu sorgen — enden dann gewöhnlich so, wie sie enden müssen, wenn eine alleinstehende Frau einem Soldaten das Betreten ihrer Wohnung gestattet — zur Nachtzeit wohlgemerkt — und dann noch Geschenke von ihm annimmt.

Ein anderer, schwerwiegenderer Fall ereignete sich in der Försterstraße. Hier wird ein junges Ehepaar erschossen aufgefunden. Es kann lediglich festgestellt werden, daß in der Nacht ein „Saufgelage“ mit Angehörigen der amerikanischen Streitkräfte stattgefunden hat. Ob der Ehemann später seine Frau und sich dann selbst erschossen hat oder ob beide von den Soldaten umgebracht wurden, weiß niemand.

Die Ruinen erzählen nichts.

Mehr als einmal aber hallen in den Nächten verzweifelte Hilferufe durch die dunkle Steinwüste. Niemand wagt es — schon wegen der Sperrstunde nicht — helfend einzugreifen.

Im schwachbesiedelten Saarbrücken ist diese Sperrstunde eine Maßnahme, die der Militärregierung kaum nutzt, der Bevölkerung aber um so mehr schadet. Der Besatzung würde auch ohne sie kein Haar gekrümmt werden. Sie fällt aber unter die vielen „Darf“-Bestimmungen, die die Sieger eines

jeden Krieges dem Unterlegenen aufbürden, um ihnen zu zeigen, daß sie nun alles ausführen müssen, was ihnen aufgetragen wird.

Keine Zivilperson darf während dieser Sperrstunden — es sei denn, sie besitzt eine Ermächtigung hierzu von den Militärbehörden — die Straßen betreten. Zu Anfang der Besetzung beginnt die Sperrstunde in Saarbrücken um 17 Uhr, wenige Wochen später erst um 19 Uhr. Wer nach dieser Uhrzeit als Zivilist auf der Straße angetroffen wird — ohne Ausweis — hat mit einer strengen Bestrafung zu rechnen.

Eine geringe Auswahl solcher „Darf“- und „Muß“-Bestimmungen sind auch in einer Bekanntmachung enthalten, die von der Saarbrücker Stadtverwaltung am 7. April 1945 als Plakate zur Kenntnis der Öffentlichkeit gebracht werden:

### „ B e k a n n t m a c h u n g

Im Auftrag der Militärregierung wird bekanntgegeben:

Mit Wirkung vom 6. April 1945 gelten für den Verkehr der Einwohner des Stadt- und Landkreises Saarbrücken folgende Vorschriften:

1. Ohne einen von der Militärregierung ausgestellten Passierschein darf niemand den Landkreis Saarbrücken verlassen.
2. Ohne einen von der Militärregierung ausgestellten Erlaubnischein darf niemand eine militärisch wichtige Saarbrücke überschreiten.
3. Ohne einen von der Militärregierung ausgestellten Erlaubnischein darf sich niemand in den Straßen oder außerhalb seines Hauses in der Zeit von abends 19.00 Uhr bis morgens 7.00 Uhr aufhalten.
4. Ohne vorherige Zuzugsgenehmigung des Bürgermeisters der Ortschaft, wohin zu ziehen beabsichtigt ist, darf niemand seinen Wohnsitz wechseln.

Saarbrücken, den 7. April 1945.

Für die Richtigkeit:  
Der Oberbürgermeister  
Wahlster“

Trotz der Sperrstunden fühlen sich einige überängstliche Besatzer zur Nachtzeit bedroht.

So erhält eines Tages die amerikanische Militärregierung von einer in Alt-Saarbrücken stationierten Kommandostelle die Meldung, daß auf dem Höhengelände des Trillers nach Einbruch der Dunkelheit Schüsse gefallen seien, die einer dort patrouillierenden Streife gegolten hätten. Und, so heißt es in der Meldung weiter, die Schützen wären Zivilisten, Bürger der Stadt gewesen. Letztere Behauptung kann allerdings nicht begründet werden.

Die Einwände der Stadtverwaltung, daß, wenn schon in Saarbrücken zur Nachtzeit geschossen würde, was sehr, sehr häufig der Fall sei, dann handle es sich hierbei nur um den Übermut einiger Soldaten, werden nicht akzeptiert. Auch der Hinweis, daß sich auch räubernde Grenzgänger in der Stadt aufhalten und vor Gewalttaten nicht zurückschrecken, findet keine Anerkennung. Es bleibt dabei: „Deutsche haben geschossen!“

Das Saarbrücker Ehepaar Schmidt, das erschossen in seiner Hütte, die es als Notwohnung am Stadtrand von Spichern bewohnte, aufgefunden wurde, wird von den Alliierten nicht erwähnt.

Auf u n s wurde geschossen, sagen sie nur und verlangen die Gestellung von 30 Geiseln. Der Saarbrücker Verwaltung wird nahegelegt, sofort eine Liste von prominenten „Nazi's“ zusammenzustellen. Diese will man in Haft nehmen und dann, wenn einem amerikanischen oder französischen Staatsangehörigen auch nur ein Haar gekrümmt wird, erschießen.

Die Männer der Stadtbehörden weisen dieses Ansinnen mehrheitlich ab und — um nun unkontrollierten, willkürlichen Verhaftungen von seiten der Besatzungen zuvorzukommen — bieten der Militärregierung an, die gesamte Verwaltungsspitze, einschließlich des Oberbürgermeisters, als Pfand der Sicherheit zu betrachten. Dieser Vorschlag setzt allerdings voraus, daß man jeden Fall, für den die Herren der Verwaltung dann büßen sollen, einer genauen Prüfung unterzieht.

Dieses Angebot kann die Militärregierung nicht einfach ignorieren. Schließlich ist es ihr ja auch egal, von welchen Personen ihr die Sicherheit ihrer Landsleute und Verbündeten garantiert wird.

Sie verzichtet auf die 30 Geiseln.

\*

Das Wort Sicherheit wird von den Amerikanern recht groß und deutlich geschrieben. So kommt einer von ihnen eines Tages auf die Idee, daß in irgendeinem Kabelschacht Saarbrückens irgendein Landser sitzt und mit den Kommandostellen im noch unbesetzten Deutschland sprechen könne. Spezialtrupps der Army interessieren sich daher plötzlich für die im Stadtgebiet verlegten, unterirdischen Kabel. Sie finden dabei aber keinen versteckten und mit dem OKW telefonierenden Landser, sondern eine respektable Zeitbombe, die in unmittelbarer Nähe des Rathauses in einem unter der Erde errichteten Kabelkasten liegt.

Diese Entdeckung ist der Anlaß dafür, daß von nun ab ein hoher Beamter der Stadtverwaltung und einige Arbeiter den Spezialtrupp auf all seinen Weg begleiten müssen. Die Arbeiter haben dabei gar nicht viel zu tun. Es gehört lediglich zu ihrer Obliegenheit, die Kanaldeckel hochzuheben, ehe die Amerikaner mit ihren Untersuchungen beginnen. Ist unter dem Kanaldeckel nämlich irgendeine Teufelei angebracht, eine Sprengladung vielleicht, die sich beim Heben des Deckels entzündet und explodiert, dann wissen die Spezialisten was los ist und die Angelegenheit kostet „nur“ das Leben von einigen deutschen Arbeitern.

Auf diese Art werden in kurzer Zeit 17 Sprengkörper — Minen und Bomben — entdeckt, die meistens in Kanalschächten an wichtigen Straßenkreuzungen liegen.

\*

Der allen Saarbrückern bestens bekannte „Schwarze Hermann“ — ein waschechter Neger, der nach dem 1. Weltkrieg in der Saarhauptstadt auftauchte, sich viele Jahre recht und schlecht durch das Dasein schlug und später auch hier gestorben ist — prägte einmal ein Wort, das nun — sinngemäß — von den Amerikanern übernommen wird.

Als man dem „Schwarzen Hermann“ einmal die Arbeitslosenunterstützung verweigerte, ihm dafür aber eine Arbeit in der Grube anbot, lehnte er entsetzt ab und sagte:

„Wer das Kohl unner die Boddem gemach, soll aach widder rausholle!“

Dieser Meinung sind auch die Amerikaner, nur denken sie dabei nicht an Kohlen, sondern an die vielen Panzersperren, die überall große Verkehrshindernisse darstellen.

Also: die Deutschen haben diese Sperren gebaut, da sollen sie auch dafür sorgen, daß sie wieder verschwinden. Und das auf dem schnellsten Wege. Die amerikanische Militärregierung versteht in dieser Angelegenheit nicht den geringsten Spaß. Sie befiehlt und erwartet, daß diesem Befehl in amerikanischem Tempo entsprochen wird. Alle Straßen haben raschestens für ihre riesigen Lastwagenkonvois leicht und ungehindert passierbar zu sein. Um alles weitere kümmern sie sich nicht. Das ist Sache der Deutschen. Sollen sie doch zusehen, wo sie die benötigten Arbeitskräfte und vor allen Dingen auch die Transportmittel herholen. Sie haben trotz größter Schwierigkeiten, trotz Mangel an Material, den Aufbau der Panzersperren bewerkstelligt, dann können sie auch jetzt mit eben denselben Schwierigkeiten fertig werden. Ein Unmöglich gibt es nicht. Die gestellte Frist hat eingehalten zu werden. Wird sie es aber nicht, dann „... holen wir halt die Nazis, ob Männlein oder Weiblein, aus den Betten und beweisen ihnen, daß alles geht, wenn man nur will.“

„Where is a will, there is a way!“ Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg! Den verantwortlichen Behörden im Saarbrücker Rathaus bleibt also nichts anderes übrig, vor allen Dingen genügend Arbeitskräfte zusammenzutrommeln. Es stellen sich aber nicht genügend Freiwillige zur Verfügung und so muß denn eine zwangsweise Rekrutierung erfolgen. Anders geht es im Augenblick nicht und dann, die Beseitigung der Panzersperren liegt ja nicht nur im Interesse der Amerikaner, sondern auch in dem der gesamten Stadt.

Daß nun bei der zwangsweisen Heranziehung zu den Aufräumarbeiten die ehemaligen Pg's den Vorzug erhalten, ist zu erwarten gewesen. Die NSDAP, also die Partei, wird von allen, von den Alliierten und auch von dem Großteil der Bevölkerung, für alle Geschehnisse der letzten Jahre verantwortlich gemacht.

Ihr, so sagen die kleinen Leute auf der Straße, haben wir es letztlich zu verdanken, daß wir nun arm wie die Kirchenmäuse sind, daß unser Hab und Gut verbrannt ist oder zerschlagen unter den Trümmern ruht, daß wir keine Wohnung mehr haben, daß wir uns schon seit Jahren und jetzt erst recht, nicht mehr sattessen können, daß wir den Gatten, den Vater und Sohn, den Bruder und Bräutigam verloren, daß unsere Kinder in den Bombennächten umgekommen sind, daß wir jetzt unter einer fremden Besatzung leben müssen, daß wir rechtlos sind und von Millionen Menschen im Ausland als „Wilde“ und „Barbaren“ angesehen werden.

Die Partei ist schuld daran, sagen auch die Amerikaner, daß wir über den Ozean kommen und euere schönen Städte zerstören mußten, daß wir nun über euch zu bestimmen haben und ihr uns aufs Wort folgen müßt, daß wir Sühne verlangen für die Opfer von Lidice und Oradour, für die Millionen vergaster Juden und all die anderen Schandtaten, die in den Konzentrationslagern verübt worden sind.

Und weil nun die Partei von allen und jeden für alles und jedes verantwortlich gemacht wird, gehen die ersten „Sühnemaßnahmen“ zu Lasten der unbedeutenden, namenlosen Parteigenossen. Sie müssen nun für die Taten ihrer Vorbilder und Führer büßen, für Taten, die sie in der großen Mehrheit bestimmt nicht gebilligt hätten, von denen sie, gleich den Nichtparteigenossen, so gut wie keine Ahnung hatten.

Sie greifen also zur Schippe und Hacke und helfen mit, die Andenken einer unseligen Zeit zu beseitigen.

\*

Viele Parteigenossen sehen ein, daß man die Vergangenheit nicht einfach und stillschweigend ad acta legen kann, so als sie nie etwas geschehen,

was das Licht der Öffentlichkeit zu scheuen brauche. Sie bekennen ehrlich, daß sie die Ziele des Nationalsozialismus unterstützt haben und immer bereit waren, der Partei zu dienen.

In den Reihen derjenigen ehemaligen Pg's aber, die sich irgendwann einmal recht dicke getan und vielleicht einen Juden oder einen „Volksverräter“ in die Zange der Partei getrieben haben, gibt es nun nicht wenige, die selbst die Türen der Hölle einrennen, um sich reinzuwaschen.

Die Geistlichkeit der großen Konfessionen, die man noch bis vor wenigen Wochen als überzeugte und aus der Kirche ausgetretene Religionsgegner geflissentlich übersah und sich nicht scheute, sie zu verhöhnen, werden bestürzt mit der Bitte, doch zu bescheiden, daß man sich dem Christentum gegenüber immer zuvorkommend betragen habe.

Bekannte Sozialisten oder gar Kommunisten, eben erst in die Stadt zurückgekehrte KZ-Häftlinge und Emigranten können sich kaum davor retten, als Fensterleder einer zerbrochenen ideologischen Glasscheibe benutzt zu werden. Gestern noch angespukt und ausgestoßen, sollen sie heute schon unbedenklich Bürgerschaft leisten.

Viele Briefe werden in dieser Zeit verfaßt und flattern auf den Schreibtische des jetzt einflußreichen Herrn X und der Behörde Y. Diese meist ellenlangen Schreiben lassen sich in zwei Kategorien einteilen: in Denunziantengewäsch und Rechtfertigungsepistel.

Da gibt es eine Sorte Bürger — wann eigentlich gibt es die einmal nicht? — die nun die Stunde für reif erachten, private Meinungsverschiedenheiten oder sonstige Zänkereien mit der spitzen Nadel des Angebers zu entscheiden. In den meisten Fällen aber ist eine kleinliche Rachsucht die Triebfeder des Handelns. Dieser oder jener ehemalige Parteigenosse muß eben „eins auf den Kopf kriegen“. Und weil man ihm persönlich nicht an den Kragen will und vielfach auch nicht kann, greift man zu dem verwerflichen Mittel der Denunziation. Nachstehendes Schreiben, das an eine Dienststelle im Rathaus gerichtet ist, mag als Schulbeispiel für eine solche Denunziation dienen:

„Unterzeichnete, welche in Saarbrücken wohnen, haben folgende Anzeigen zu machen:

1) Hier hält sich seit einiger Zeit ein ehemaliger Gestapo-Angestellter namens . . . . . aus Berlin bei seinem Schwiegervater versteckt auf.

2) . . . . . wohnt ein Martin . . . . . Er ist seit 1928 in der Partei und war Zellenleiter, hat sich an der Ausweisung der Frau . . . . . führend beteiligt. Er ist auch sehr anmaßend und seine Frau ist brutal in ihrem Benehmen. . . . . hat auch noch ein Wohnzimmer, welches man doch gut beschlagnahmen könnte. Auch soll der Betreffende 12 000 RM auf der Eisenbahnparkasse haben.

3) . . . . . 13 wohnt ein Hugo . . . . . Dieser war während des Krieges Aufkäufer für die Gefangenenlager und infolgedessen in Saus und Braus leben konnte. Bei der Fertigstellung des Bunkers hat . . . . . 20 Pfd. Fleisch gestiftet. Wer konnte dies, es ist doch auf Kosten der Gefangenen geschehen. Auch prahlt er, daß er 50 000 RM auf der Kasse hätte. Seine Möbel hat er außerhalb.

4) . . . . . wohnt ein Rudolf . . . . . Dieser war stellvertretender Ortsgruppenleiter, hat sich sehr anmaßend benommen. Im Bunker war er Spitzel und sagte, daß man die Leute, welche mit Heil Hitler sagten oder nicht wollten, in ein KZ-Lager schicken sollte.

5.) . . . . . wohnt ein . . . . . , war langjähriges Mitglied der Partei und hatte eine große Rolle gespielt, ebenso seine Frau, welche bei der Kinderbetreuung führend beteiligt war . . . . . sitzt auf der Ortskrankenkasse im führenden Aufsichtsdienst. Wie ist dies möglich?

6) . . . . . wohnt ein Ludwig . . . . . , dieser war ein führendes Mitglied der Partei. Er besitzt ein 2stöckiges Haus, welches schuldenfrei ist.

7) . . . . . wohnt ein . . . . . Fritz, auch langjähriges Parteimitglied und hat die gefangenen Franzosen, welche bei der Firma . . . . . arbeiteten schikaniert und drangsaliert, auch ist . . . . . sehr herausfordernd und frech.

. . . . . lebt vielfach der alte Nazigeist noch in voller Blüte auf und wäre es zu begrüßen, wenn hier ein anderer Wind gehen würde, damit man sich wohl fühlen könnte. — Unterschriften“

Durch die zweite Sorte Briefe führt wie ein roter Faden der Hinweis: Bitte, meine Weste ist sauber! Wenn „Schweinereien“ passiert sind, tragen andere dafür die Verantwortung.

Was für unabsehbare Folgen eine Denunzierung haben könnte, hat auch der Chronist erfahren müssen. Obwohl nicht im Sinne der Besatzungsmacht vorbelastet, drang eine treu-deutsche Frau mit ihren zwei Besatzungsfreunden in meine Wohnung in der Uhlandstraße ein, um von derselben Besitz zu nehmen, unter dem Vorwand, ich sei Mitglied der SS gewesen. Man brachte mich mit einem Jeep der französischen Gendarmerie zum gefürchteten 2<sup>ème</sup> Bureau am St. Johanner Markt, wo zum Glück für mich einsichtige französische Polizeibeamte gleich die haltlose Denunziation und die Hintergründe dieses „Trios“ feststellten. Man fuhr mich wieder zu meiner Wohnung zurück und entfernte die „Eindringlinge“.

## (27)

Die Gedanken aller Saarbrücker, die in der Evakuierung leben, sind nur von dem einen Gedanken beseelt, so schnell wie möglich in die Heimat zu kommen. Der Thüringer- und Sachsenwald, die vielen sauberen und unzerstörten Städte und Dörfer, in denen sie untergebracht sind, vermögen es nicht, die Menschen von der Saar von ihrem Vorhaben abzuhalten. Der Ruf der Heimat ist stärker.

Die Parole, der sie so willig folgen, umfaßt nur ein Wort: Saarbrücken!

Tagtäglich erscheinen nun Dutzende Familien im Saarbrücker Rathaus und lassen sich dort — übermüdet und ausgehungert — einfach nieder. Auf dem Rathausvorplatz kommt man sich wie auf einem „Handwagen-Güterbahnhof“ vor. Von selbstgebastelten Schubkarren über den gewöhnlichen kleinen Leiterwagen bis zu einem ehemaligen Personenauto-Anhänger sind alle Transportmöglichkeiten für die wenigen Habseligkeiten der Rückkehrer vertreten.

Aus Dutzenden Familien werden Hunderte, stündlich treffen neue ein. Die Behörden stehen vor einem schwierigen Problem, denn, so heißt die eine, aber wichtige Frage: wohin mit all diesen Menschen. Diese können ja nicht einmal, auch wenn sie es wollten, unter der — früher so häufig zitierten — „Alten Brücke“ ein Unterkommen finden.

Um 19 Uhr müssen die Rückkehrer aber aus dem Rathaus und von der Straße verschwunden sein. Und oft ist es so, daß einige Familien erst eine Viertelstunde vor Beginn der Sperrstunde im Rathaus erscheinen und



schlicht erklären: „Hier sind wir und können nicht mehr weiter; und eine Wohnung haben wir auch nicht!“

Da gibt es nur einen Ausweg: wer als Ausgebombter — obwohl gegen den Willen der Stadtverwaltung — als Bürger der Stadt Saarbrücken in diese zurückkehrt, muß — ob nun zu Recht oder Unrecht — in eine noch leerstehende Wohnung eingewiesen werden.

Eine andere Entscheidung gibt es nicht. Sammelunterkünfte gibt es keine und können auch nicht geschaffen werden. Die Leute aber abweisen und wieder dorthin zurückschicken, von wo sie eben erst nach langen und qualvollen Fußmärschen gekommen sind, käme einem brutalen Gewaltakt gleich, den weder die übrige Bevölkerung noch die Militärregierung verstehen könnten und würden.

Die Saarbrücker Stadtverwaltung hat es wiederholt versucht, aus der Fremde heimkehrende Familien in anderen Gemeinden nahe der Stadt unterzubringen. In den meisten Fällen ist es aber beim Versuch geblieben. Personen, die man morgens auf diese Art und Weise versorgen will, klopfen nachmittags wieder im Rathaus an. Der Amtsschimmel des für die Aufnahme vorgesehenen Ortes schickt die Obdachlosen gleich einem unzustellbaren Paket wieder an den „Absender“ mit der Bemerkung zurück: „Die Stadtverwaltung Saarbrücken ist für die Unterbringung zuständig!“ Wo aber unterbringen, wo?

Und immer neue Scharen evakuierter Saarbrücker erreichen das Stadtgebiet, die Heimat.

Als auf dem ersten wiederhergestellten Schienenstrang, der zum Güterbahnhof Schleifmühle führt, die aus Deutschland kommenden Ami-Transportzüge anrollen, steigen von den Güterwagen hunderte von Rückkehrern. Ausgehungerte Menschen, die aus fast allen geräumten Orten des Saarlandes stammen und natürlich auch aus Saarbrücken, bringen diese Züge mit.

Der Güterbahnhof Schleifmühle gleicht nach einigen Tagen einer Oase in der Steinwüste Saarbrückens, aber einer Oase unbeschreiblichen Elends. Was sich hier zwischen den Schienensträngen und den abgestellten und vielfach zerstörten Güter- und Personenwagen zusammenfindet, sind Frauen und Kinder, alte, gebrechliche und kranke Leute.

Die meisten von ihnen sind acht und mehr Tage unterwegs. Das heißt auch acht Nächte, die auf einem offenen, ungeschützten Transportwagen, zwischen Panzern, Spähwagen und anderem Kriegsmaterial verbracht werden mußten, der Witterung ausgesetzt, dem strömenden Regen und der sengenden Sonne.

Und dann: nicht selten gibt es während solcher Fahrten unliebsame Unterbrechungen. Wenn es der Begleitmannschaft des Zuges gerade in den Sinn kommt, dann werden die „blinden Passagiere“ von den Wagen vertrieben — und das mitten auf der Strecke, wenn der Zug einmal hält. Oft müssen die alten Leute, die Kinder und Frauen dann kilometerweit laufen oder tagelang warten, bis sie einen neuen „Anschluss“ finden.

Niemand nimmt sich ihrer unterwegs an. Überall hat man selbst „Fresser“ genug. Das Vaterland ist nicht mehr zuständig, nur noch die Heimat. Die Heimat aber ist weit, sehr weit entfernt.

Bevor die Saarbrücker Behörde von diesem neu sich bildenden Sammelplatz des Elends und der Not erfährt, sind Tage vergangen. Was sie aber dann auf der Schleifmühle vorfindet, das spottet jeder Beschreibung. Die

in Saarbrücken beheimateten Rückkehrer sind meistens schon irgendwo im weiten Ruinenfeld untergetaucht. Ubriggeblieben sind etwa 7—800 Personen. Unter ihnen befinden sich solche aus fast allen Orten entlang der Saar, denen es unmöglich ist, zu Fuß in ihre Heimatgemeinden zu pilgern und auch solche, die aus Saarbrücken stammen, sich aber selbst als Ausgebombte scheuen, sich ohne zu fragen, in irgendeiner leerstehenden Wohnung niederzulassen.

Eine beträchtliche Anzahl dieser Menschen hat sich in die zerstörten Fabrikanlagen der Firma Erhardt & Sehmer zurückgezogen, die übrigen jedoch liegen zwischen ihren Gepäckstücken, den Eisenbahnwagen und Gleisen auf dem blanken Boden.

Einige Tote, die hier oder schon während der Fahrt gestorben sind, hat man etwas abseits „aufgebahrt“. Die kahle, nackte Erde ist ihr Totenbett. Ihre gefalteten Hände halten ein paar gelbe und weiße Wiesenblumen. Die Mückenschwärme, die allorts in Saarbrücken in niegekannter Stärke anzutreffen sind, summen das Totenlied.

Hunger und Hoffnungslosigkeit steht in den Blicken der Lebenden, die auf Hilfe warten, denn selbst vermögen sie sich nicht mehr zu helfen, geschrieben.

Die Not ist groß, und die Mittel zu helfen sind nur gering.

Die Verpflegung kann einigermaßen sichergestellt werden. Sie geht allerdings auf Kosten der Saarbrücker Allgemeinküche und besteht aus Tee oder Kaffee, Suppe und Brot. Mehr läßt sich für diesen unerwarteten Sonderfall beim besten Willen nicht abzweigen.

Wie aber soll man die Menschen, die nicht nach Saarbrücken gehören, sondern nach Dillingen, Merzig oder Mettlach, in ihre Heimatorte befördern. Züge verkehren noch keine und die wenigen Fahrzeugbesitzer der Stadt, die ihre „Vehikel“ in etwa wieder auf die Räder gebracht haben, weigern sich bis auf einige Ausnahmen, den Heimtransport der Rückkehrer zu übernehmen. Die Weigerung fußt nicht auf Hartherzigkeit, sondern auf Mangel an Treibstoff. Wer da noch ein paar Tropfen im Tank hat, möchte diese für den eigenen Bedarf verwenden.

Die große Not erfordert also „rauhe“ Sitten.

Die Stadtpolizei wird an verschiedene Straßenkreuzungen postiert mit dem Auftrag, jedes zivile Fahrzeug anzuhalten und nach der Schleifmühle zu dirigieren.

Und wiederum sind es nur wenige, die der amtlichen Aufforderung, notleidenden Menschen zu Hilfe zu kommen, ohne weiteres Folge leisten. Die Männer mit der Armbinde, auf der „Police“ steht, werden kaum respektiert, häufig sogar tätlich angegriffen.

Das erste Tagesergebnis dieser Transportmittelbeschlagnehmung besteht aus 2 Personen- und 3 Lastkraftwagen, mit denen dann 30 Personen mit ihrem Gepäck in die Heimatorte gefahren werden.

30 werden abtransportiert, 100 neue aber kommen an.

Es bleibt daher nichts anderes übrig, als daß sich der zuständige Dezerent der Stadtverwaltung bei der Militärregierung einige Handfeuerwaffen ausleiht. Mit ihnen rüstet er die Stadtpolizei aus, um — ohne, daß die Beamten verprügelt werden — die unbedingt erforderliche Anzahl von Kraftwagen requirieren zu können.

Und es beginnt eine amtliche „Wegelageri“. Jeweils zehn Polizeibeamte legen sich an einer „verkehrsreichen“ Stelle „auf die Lauer“ und schieben — nähert sich ein ziviles Fahrzeug — einen mächtigen Balken quer über die Straße, so den Fahrer zum Halten zwingend.

Wer sich dann noch widersetzt, in Begleitung zweier Polizisten zur Schleifmühle zu fahren, wird festgenommen. Ein Polizeifahrer übernimmt dann das Steuer, während der Besitzer des Fahrzeuges auf der Rathauswache warten muß, bis sein Wagen von der „Tour“ zurückkehrt.

Auch in der Nähe wohnende Bauern werden angehalten, ihre Pferdefuhrwerke für den Transport der auf der Schleifmühle wartenden Rückkehrer zur Verfügung zu stellen.

Etwa 7000 Personen, die mit den Güterwagen aus allen Ecken und Winkeln des Reiches in Saarbrücken ankommen, müssen gepflegt und auf die vorstehend geschilderte Art in ihre Heimorte gebracht werden.

Die Aufgabe ist noch nicht restlos beendet, als erneut ein halbes Tausend Menschen Hilfe von der Stadt Saarbrücken erwartet und auch verlangt. Es handelt sich um 450 deutsche Staatsangehörige, die sich größtenteils aus dem Personenkreis zusammensetzen, der nach der Einverleibung Elsaß-Lothringens in das Deutsche Reich, als sogenannte „Treuhänder“ in diesen Gebieten angesiedelt wurden. Nun, nach Beendigung des Krieges, werden sie von den Franzosen wieder ausgewiesen.

Man bringt sie in einem Schub über die Grenze und übergibt sie — ohne viel zu fragen — der Saarbrücker Stadtverwaltung. Diese soll sehen, was sie mit den nun heimatlosen Menschen beginnt.

Im Polizeibunker in der Mainzer Straße schafft man eilends mit Strohschütten und viel gutem Willen notdürftige Quartiere. Die Verpflegung wird von der Stadtküche geliefert.

Es dauert dann etwa vier Wochen, ehe die aus Elsaß und Lothringen Ausgewiesenen in ihre Heimorte „weitergereicht“ werden können.

Ein Flugblatt, das unmittelbar nach dem Zusammenbruch 1945 in Saarbrücken zur Verteilung kommt, von den Amerikanern aber beschlagnahmt und verboten wird, gibt viele Gedanken wieder, mit denen sich auch der kleine Mann auf der Straße — trotz Verzweiflung, Hunger und Hoffnungslosigkeit — beschäftigt. In dem Flugblatt heißt es:

### *„Liga für den demokratischen Aufbau!“*

Das Saarland geht durch die dunkelsten Tage seiner politischen und geistigen Geschichte. Ein Regime von unverantwortlicher Überheblichkeit mißbrauchte die Lebenskraft des Volkes, erschlich durch bewußte Täuschung, Korruption und Terror brutal die ausschließliche Macht im Staate. Warner und aufrechte politische Gegner, wertvollste Deutsche, wurden mit unmenschlichen Mitteln ausgelöscht oder in qualvolle Haft genommen. Die Gefallenen des Krieges an den Fronten und in der Heimat, die Opfer der Nazijustiz, die Trümmer unserer Werke und Wohnungen, die Auflösung der Familiengemeinschaft einen die Überlebenden zu einem einzigen Schrei voll Wehmut und Anklage.

Unerbittlich erfüllt sich das Gesetz von Schuld und Sühne und — so Gott will — auch der Läuterung und Erlösung. Wir sind belastet mit der Schuld am Kriege. Urheber, Träger und Handlanger sind Nationalismus und Militarismus. Die Wiedergutmachung erfordert Übermenschliches, denn die Verantwortungslosigkeit der Schuldigen war ohne Grenzen. Aber Le-

benswille und soziale Kraft der saarländischen Bevölkerung werden und müssen die scheinbare Aussichts- und Hoffnungslosigkeit überwinden.

Machen wir Schluß mit dem Irrwahn und Irrweg zwölf folgenschwersten Jahre. Setzen wir nicht Terror gegen Terror, reinigen wir uns aber unverzüglich von allen Resten des Nationalsozialismus in Recht, Verwaltung, Wirtschaft, Erziehung und Geistesleben. Überlaßt es nicht der Militärregierung zu beginnen, was wir selbst früher hätten tun sollen.

Noch ist diese Reinigung nicht beendet, es zeigt sich aber bereits, daß sie von der Militärregierung falsch angegriffen wird. Die neugegründete Liga für den demokratischen Aufbau fühlt sich verantwortlich für die Wiederherstellung sozialer Gerechtigkeit, politischen Anstandes, eines sittlichen Gesellschaftsaufbaues und für die Wiedergewinnung aller Achtung Deutschlands im Leben der Völker.“

Dieses Rundschreiben und auch alle anderen folgenden Versuchsballons, die darauf hinzielen, die Saarbrücker Bevölkerung aus ihrer Lethargie zu reißen, werden von der amerikanischen Militärregierung verboten.

Jede Menschenansammlung, und findet sie auch in einer Wohnung statt, ist strengstens untersagt.

Das Verbot zur Bildung politischer Parteien, deren Gedankengut zwangsläufig jede Bevölkerung in verschiedene Gruppen und Grüppchen aufspaltet, kommt in diesen Tagen der Gesamtheit zugute. Man findet sich unbeachtlich des Standes und der Religion zusammen, hungert zusammen und schimpft zusammen auf die Militärregierung und die Verwaltung.

Um die Saarbrücker aber auch am Wiederaufbau der Stadt und des öffentlichen Lebens teilhaben zu lassen, beruft die Stadtverwaltung einen Bürgerrat ein.

Diesem ersten Bürgerrat nach der Besetzung Saarbrückens durch die Amerikaner gehören je ein Vertreter der katholischen und evangelischen Kirche an, zwei Ständevertreter und je zwei Vertreter der von Hitler verbotenen und aufgelösten Parteien.

Es ist gar nicht so einfach, diesen „Rat der Bürger“ zu gründen, denn ihm konnten nur von der vergangenen Zeit her unbelastete Menschen angehören.

Dieser erste Bürgerrat tritt nur zu zwei Sitzungen zusammen und wird dann — von den Amerikanern verboten.

OB Wahlster wird von der Militärregierung gebeten, „solche Versammlungen“ in Zukunft zu unterlassen. Das Wesen und die Aufgaben eines Bürgerrates scheinen von den Amerikanern nicht verstanden zu werden. Sie sind gegenüber allem, was von deutscher Seite kommt, sehr mißtrauensbereit. Überall wittern sie Verstöße gegen die Spielregeln der Demokratie, glauben sie nazistische „Umtriebe“ zu erkennen.

Diesem ewigen Mißtrauen ist es dann auch zu verdanken, daß im Saarbrücker Rathaus in neuer CIC-„Stern“ aufgehen kann. Auf lautlosen Gummisohlen, einen Stahlhelm auf dem Kopf und mit einer MP bewehrt, schleicht er von morgens bis abends durch die Fluren und beobachtet, wer da soll so alles bei den einzelnen Dienststellen der Stadtbehörde ein- und ausgeht.

Ihm obliegt es auch, die tiefgrundige Seele der besiegten Deutschen zu erforschen. Zu welchen Erkenntnissen er während dieser Forschungen ge-

kommen ist, hat er keinem seiner Opfer verraten. Es läßt sich also auch nichts darüber berichten.

Nur seine Tätigkeit als „Detektiv“ zeitigt sichtbare Erfolge. Und das erst recht harmlosen „Verschwörerstunden“ des Bürgerrates.

So kommt es recht häufig vor, daß dieser Mann die Tür irgendeines Amtes aufreißt und die sich in ihm befindlichen Besucher auf Herz und Nieren prüft. Gibt dabei jemand zu, einst Parteigenosse des Führers gewesen zu sein, wird er in das Büro „gebeten“ und dort oft stundenlang verhört.

Diese Verhöre müssen auch Beamte, Angestellte und Arbeiter der Stadtverwaltung über sich ergehen lassen, wenn sie z. B. einem Befehl nicht fristgemäß nachkommen können.

Dem späteren Amtmann Hermann passiert dies mehr als einmal. Ihm untersteht die Wohnungsfürsorge und man macht ihn auch für den Nagel oder Haken verantwortlich, an den ein „Officer“ der Besatzung das Bild seiner Frau oder Braut hängen will.

Es ist in dieser Zeit wahrlich nicht so einfach, ein Beamter zu sein und man kann verstehen, daß es so manchen gibt, der es nach seiner Rückkehr in die Stadt gar nicht so eilig hat, sich um einen Posten zu bewerben. Abwarten heißt bei vielen die Parole. Diejenigen aber, die sich zur Verfügung stellen, haben nichts zu lachen. Ein paar Beispiele mögen dies beweisen.

Als der Leiter der Saarbrücker Kriminalpolizei, Licht, eines Tages seinen Büroraum verläßt, stürzt sich ein baumlanger Militärpolizist auf ihn, reißt ihm den Rock auf und greift sich die Brieftasche. In ihr findet er einen alten Dienstausweis, der wie alle Ausweise der ehemaligen Polizei die Unterschrift von Himmler trägt. Triumphierend zeigt der „Policeman“ auf diese Unterschrift. Licht protestiert vergeblich. Für die Amerikaner ist er nun ein „Gestapomann“. Sie nehmen ihn fest.

Erst nach Tagen, als sich die Stadtverwaltung und Polizeidirektor Tilk immer wieder an höchste Stelle der Militärregierung für ihn einsetzen, wird Licht wieder freigelassen.

Kriminalkommissar Licht wird später, zu dieser Zeit amtiert schon die französische Militärregierung, von einem Kommunisten denunziert. Dieser behauptet, er habe als Emigrant in Frankreich Licht mit einer Armbinde des berüchtigten SD gesehen. Kommissar Licht wird darauf erneut verhaftet und sitzt fast ein Jahr im Gefängnis Lerchesflur, ehe sich die Unwahrheit der Anschuldigung ergibt.

Auch Polizeidirektor Tilk wird von politischen Gegnern, ob einer Handlung aus dem Abstimmungsjahr 1935, denunziert und von der Besatzung eingesperrt.

Tilks Nachfolger, Kriminalrat Schmidts, gerät ebenfalls in die Fänge des CIC-Misters, und seine Helfer sind nämlich der Ansicht, daß ein Mann, der in der Hitlerzeit Kriminalrat war, auch Mitglied der NSDAP gewesen sein müsse. Schmidts bestreitet diese Ansicht des CIC, was ihm aber so gut wie nichts hilft.

Ein Verhör löst das andere ab. Schmidts wird in Haft genommen und wieder entlassen. Er nimmt seinen Dienst wieder auf, wird aber plötzlich wieder von ihm suspendiert, um dann am nächsten Tag erneut eingestellt zu werden.

Diesem Verfahren ist die Gesundheit des Kriminalrats nicht gewachsen. Nicht lange Zeit später ist er gestorben.

Mit diesen Beispielen will der Chronist zeigen, daß es in den Wochen nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches gar nicht so einfach war, eine etwas exponierte Stellung im Rahmen der Verwaltung zu bekleiden, ohne auf der einen Seite mit der Militärregierung anzuecken und auf der anderen mit den eigenen Landsleuten.

\*

Wie schon erwähnt worden ist, faßten die Amerikaner nach ihrem Einmarsch am 21. März 1945 in Saarbrücken die Leute nicht mit Glacéhandschuhen an, die auch nur im entferntesten im Verdacht stehen, ein Parteigänger des Nationalsozialismus gewesen zu sein. Sie sind es zuerst, die das Wort „Nazi“ in den allgemeinen Sprachgebrauch bringen und ihm eine verächtliche, diffamierende Deutung geben.

Wer als Nazi abgestempelt wird, hat nichts zu lachen. Es muß sich nicht gerade angenehme und stundelang dauernde Verhöre gefallen lassen und kann dann noch höchst zufrieden sein, wenn man ihn danach wieder laufen läßt und ihn nicht einsperrt. Er hat beruflich kaum eine reelle Chance und kann nur dort etwas werden, wo die politische Vergangenheit keine Rolle spielt.

Da ist es nun rein menschlich gut zu verstehen, daß es auch in Saarbrücken viele Leute gibt, die als ehemalige Pg's allen Schwierigkeiten mit dem Motto: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß!“ — aus dem Wege zu gehen versuchen. Das heißt, sie sagen sich, was die Amerikaner nicht wissen, das kann sie auch nicht aufregen. Wenn ich nicht zugebe, daß ich in der Partei gewesen bin — so wird argumentiert — dann kann mich auch niemand als Pg belangen. Allwissend ist auch die CIC nicht. Er kann es ja nicht sein, da doch — diese Parole löst überall ein befreiendes Aufatmen aus — die Partei gut vorgesorgt hat. Alle Akten und Unterlagen über die Mitglieder sind vorsorglich verbrannt worden. Also, wer will mir etwas nachweisen.

Und hier muß nun die Chronik etwas berichten, das für viele ehemalige Parteigenossen, wäre es damals bekanntgeworden, nicht nur schlaflose Nächte, sondern auch geradezu verheerende Folgen hätte mit sich bringen können.

Während vielleicht der Zellenleiter X oder der Amtswalter Y in ihrer politischen Vergangenheit herumretuschierten, ahnen sie nicht, daß ihnen gerade die Partei, von der sie annahmen, sie habe gut „vorgesorgt“ und alle „Spuren“ verwischt, ein Andenken hinterlassen hatte. Man hatte nicht vorgesorgt, sondern war der Devise: „Nach uns die Sintflut!“ — treu geblieben.

Es stimmt schon, daß — bevor sich der Rest der Kreisleitung der NSDAP aus Saarbrücken absetzte — im Polizeibunker in der Mainzer Straße Berge von Parteipapieren in die Heizung wanderten. Diese Papiere waren aber wertlose Dokumente, allgemeiner Schriftverkehr. Der CIC hätte sich kaum dafür interessiert.

Was aber CIC vor Freude an die Decke hätte springen und aufjuchzen lassen, wären sie ihm zu Gesicht gekommen, das waren die Personalakten des gesamten Saarbrücker Funktionärscorps der NSDAP. Diese Personalakten wurden nicht verbrannt, sondern sind „vergessen“ worden und lagerten — sieben prallgefüllte Seesäcke — für jeden erreichbar in einem Raum des Schmollerbunkers, dem letzten Sitz des Oberbürgermeisters Schwitzgebel.



Jedes dieser Aktenstücke bestand aus einem dreiteiligen Fragebogen, der auch das Foto des Funktionärs — in Parteiuniform — enthielt. Außer den im Dritten Reich üblichen Personalfragen — Militärdienst, Orden und Ehrenzeichen, Nachweis der arischen Abstammung — war eine Seite vorgesehen, auf die der Lebenslauf bzw. der politische Werdegang niederzuschreiben war.

Jeder Parteianwärter mußte, wie bekannt, solch einen „Werdegang“ vorzeigen können, ehe er als Mitglied aufgenommen wurde. Und es ist nun logisch, daß darin die eigene Person der NSDAP durch handfeste „Argumente“ schmackhaft gemacht wurde. Papier war ja auch zu Zeiten Hitlers sehr geduldig.

Die Mehrzahl dieser „Lebensläufe“ erweckte den Eindruck, als seien sie von Männern im „Format“ eines Schlageters geschrieben worden.

Filmartig wurde in ihnen das politisch Zeitgeschehen abgerollt. Man hatte im Baltikum gekämpft. Die Freicorps „Tüllmann“, „Rossbach“, „Eckhardt“, „Kapp“ und „Lüteritz“ feierten Auferstehung. Noske, Ebert, Stresemann und Erzberger stiegen besudelt aus ihrer Gruft. Die Weimarer Republik wird in den meisten dieser Zeilen als eine Fehlgeburt bezeichnet, der man tüchtig auf der Nase herumtanzte. Den Franzosen an Rhein, Ruhr und Saar wurde die Suppe gründlich versalzen. Man hatte an lebensgefährlichen Sabotageakten teilgenommen. Max Hölz bekämpft, Kommunisten und Sozis niedergeknüppelt und von der Kirche noch nie etwas wissen wollen.

Der „Kampf um die Saar“ wurde natürlich in diesen Lebensläufen ganz besonders herausgestrichen und die Völkerbundsregierung als ein idiotisches Gebilde hingestellt. Man trug unter dem biederem Wams des Bürgers bereits das Braunhemd, noch ehe es hier an der Saar zu tragen erlaubt war. Gegen die „Status-Quo-Brüder“ wurden mit „gefällter Lanze“ phantastische Husarenstreiche geritten.

Wer Gelegenheit hatte, in diesen Fragebogen zu blättern, der konnte nur sprachlos den Kopf schütteln.

Die Männer, die die sieben mit „Lebensläufen“ gefüllten Seesäcke im Schmollerbunker aufstöberten, waren alles andere als Anhänger des Nationalsozialismus und doch ließ es ihr Gewissen nicht zu, dieses belastende Material in die Hände der Militärregierung fallen zu lassen.

Die französische Militärregierung hat später in Neustadt eine Mitgliederkartei der NSDAP des Gaues Westmark gefunden und konnten mit ihrer Hilfe feststellen, daß allein an der Saar fast 6000 politische Fragebogen gefälscht worden sind.



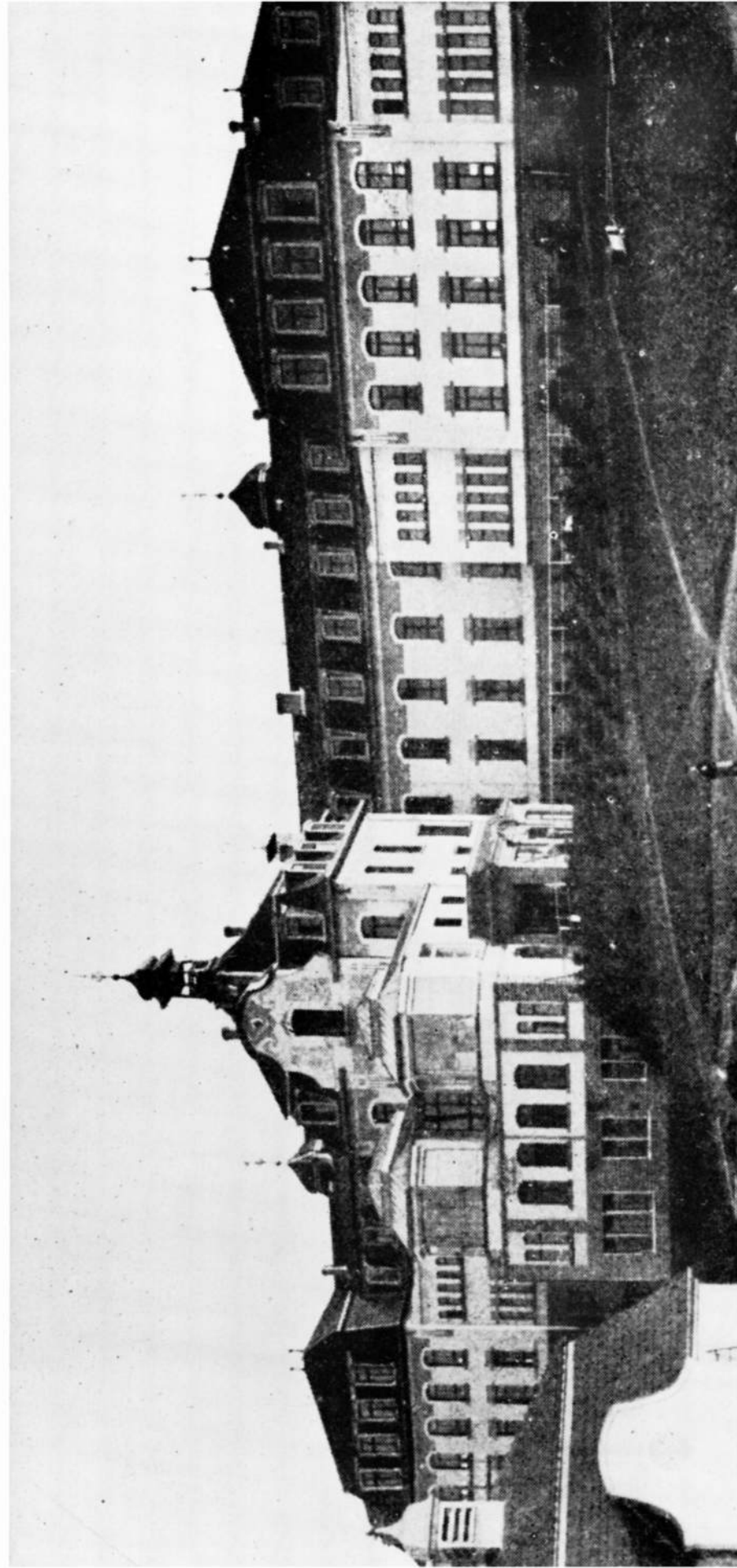


Abb. 1: Nordansicht des Bürgerhospitals Saarbrücken, um 1906

Foto: aus Ruppersberg „Geschichte des Saargebiets“

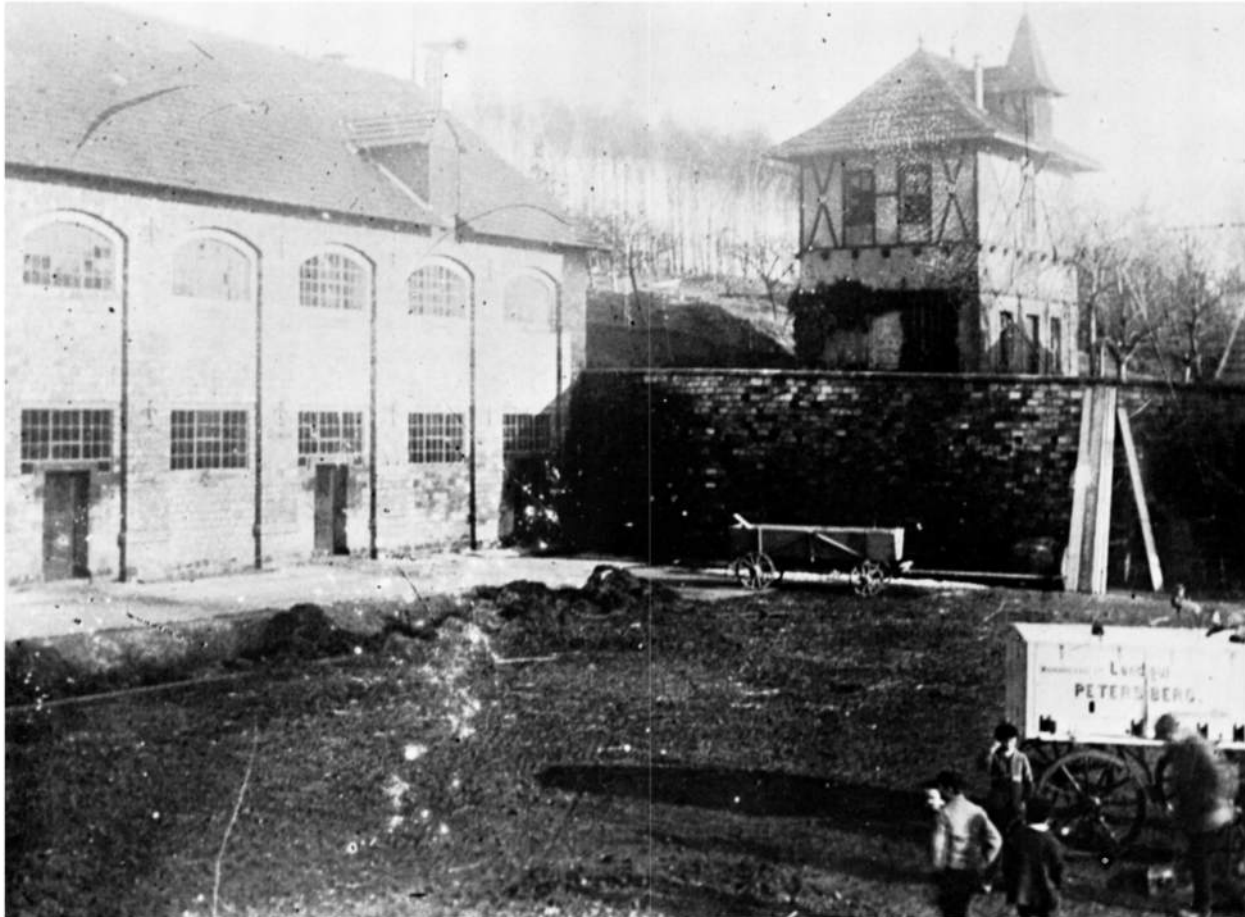


Abb. 2: Landgut Petersberg, Stallbau, mit dem älterem Weinberghaus, um 1915

Foto: H. Weszkalnys

Abb. 4: Garten Winterbergstraße 12, um 1907.

Foto: H. Weszkalnys ►

Abb. 5: Gartengestaltung Winterbergstraße 12, um 1910.

Foto: H. Weszkalnys









Abb. 5: Teilansicht der Voss'schen Privatstraße am Winterberg Saarbrücken, Haus Winterbergstraße 12 mit dem Erweiterungsbau von 1912.

Foto: H. Weszkalnys

Abb. 6: Winterbergstraße 12, vor der Haustür H. Weszkalnys mit seiner Frau.

Aus einem Postkartenfoto







rücken in Saarbrücken  
rchivfotos der  
adt Saarbrücken

Abb. 7: Alte Brücke am 28. 8. 1945

umseitig:

- Abb. 9: Kaiser-Friedrich-Brücke am 28. 8. 1945
- Abb. 10: Malstatter Brücke, Sommer 1945
- Abb. 11: Luisenbrücke, Sommer 1945

Abb. 8: Notbrücke Luisenanlage am 28. 8. 1945

